

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

[Merkwürdige Übersichten, Geschichten und Anekdoten alter und neuer
Zeit]

[urn:nbn:de:bsz:31-191735](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-191735)

Neujahr 1892.



Jeder geht ein Jahr zu Ende
Und ein neues kommt heran;
Betend heben wir die Hände,
Danken Gott, was er gethan.

Er hat uns gesund erhalten,
Hat gesegnet unser Land,

Hat die Jungen wie die Alten
Treu geführt an seiner Hand.

Und wenn vieles nicht gekommen,
So wie unser Wunsch es war,
Haben wir ihm doch entnommen
Manche Lehre gut und wahr.

Diese Lehren zu benützen,
Ist uns Pflicht im neuen Jahr;
Damit können wir uns schützen
Wohl in Not und in Gefahr.

Darum laßt uns mutig schreiten
In das neue Jahr hinein;
Bringt es Freuden, bringt es Leiden:
Mensch sein heißt ein Kämpfer sein!

Aber der nur wird gekrönt,
Der im Kampfe treu verharrt;
Der das Leben sich versöhnet,
Der niemals des Schweißes spart.

Deutsche Arbeit, deutsche Treue
Sind gepriesen jederzeit;
Damit sparen wir die Neue,
Sind zur Arbeit wir bereit.

Laßt uns so das Jahr verleben,
Wie ein jeder kann und weiß,
Ohne Zittern, ohne Beben:
Segen ist der Mühe Preis!

H.

Wer war der Schuldige?

Erzählung von C. Geres.

Das Haus des Herrn Rentners Wirbel, im Villenviertel der mittelgroßen Residenz Waldenburg gelegen, war eines der hübschesten und die Familie eine der angesehensten der Stadt. Obgleich Herr Wirbel in seiner Weise von der Pike auf gedient, das heißt, sich vom kleinen Färber bis zum Fabrikanten aufgeschwungen hatte, so that dies seinem Ansehen doch keinen Eintrag, denn die eine Hälfte der Stadt und zwar die vernünftigere wußte den Schweiß-tropfen der Arbeit, der sich später in Gold verwandelt, höher zu schätzen als das Kapital, das dem

andern schon in die Wiege gelegt wird. Allerdings gab es auch Leute, welche meinten, man sehe die blauen Hände des ehemaligen Färbers noch durch die großen Terrassenfenster der Villa hindurch, aber viele von denjenigen, die so dachten, sprachen ihre Gedanken nur in vertrautem Kreise aus, — dem goldenen Kalbe gegenüber waren auch sie die Höflichkeit selbst und rühmten das Haus mit den lustigen Ecktürmchen als Zierde der Stadt, während sie es insgeheim nur den Prokasken nannten.

Eine Zierde der Stadt war aber Herrn Wirbels Haus in Wirklichkeit, und mancher Fremde, der

den stierlichen Bau
sich neugierig zu de
auf welchem der Na
— Oft geschah es
welche die Veranda
Dame zum Vorfu
Befriedigung zeig
das Haus von der
wurde. Im näch
Augenblicke aber fo
man an dem Aufwo
der Lippen bemer
daß der Dame et
höchst ärgerlich war
dies letztere traf in
dann zu, wenn
Fremden sich zu
Messinghülle ni
beugten, worauf
Name „Wirbel“
gradiert war.

Es war dies die
Wirbel in eigener
Person, die viel be
redete Frau Wir
bel, Eigentümerin
der herrlichen Villa
Was auch im grobe
ganzen der Nam
ihres Gatten ih
Stück und ihre
Freude, denn e
hatte einen gute
und ehrenwerte
Klang, so gab es
im Leben der gu
eben dieser Nam
Seufzer abzu
wöhnlich die S
vereinsverjam
Wirbel als Kon
beimohnte
Kleinigkeit, an
tönenden Titel
heißen, und es
Zeit, bis die e
wieder erhielt.
wieder her, i
solcher Vertin
zweifeln vorfu
vor seine Gar
sprach:

den zierlichen Bau wohlgefällig betrachtete, bückte sich neugierig zu dem blanken Messingschilde herab, auf welchem der Name „Wirbel“ geschrieben stand. — Oft geschah es nun, daß hinter den Blumen, welche die Veranda schmückten, das Gesicht einer Dame zum Vorschein kam, deren Züge die größte Befriedigung zeigten bei der Wahrnehmung, daß das Haus von den Vorübergehenden bewundert wurde. Im nächsten Augenblicke aber konnte man an dem Aufwerfen der Lippen bemerken, daß der Dame etwas höchst ärgerlich war, und dies letztere traf immer dann zu, wenn die Fremden sich zu dem Messingschilde niederbeugten, worauf der Name „Wirbel“ eingraviert war.

Es war dies die Frau Wirbel in eigener Person, die viel beneidete Frau Wirbel, Eigentümerin der herrlichen Villa. War auch im großen ganzen der Name ihres Gatten ihr Glück und ihre Freude, denn er hatte einen guten und ehrenwerten

Klang, so gab es doch auch Stunden im Leben der guten Frau, in welchen eben dieser Name ihr manch geheimen Seufzer abprekte. Dies waren gewöhnlich die Stunden der Frauenvereinsversammlungen, welchen Frau Wirbel als Komitee-Dame regelmäßig bewohnte. Es war aber auch keine Kleinigkeit, zwischen all den Damen mit volltönenden Titeln ganz einfach „Frau Wirbel“ zu heißen, und es dauerte zuweilen eine beträchtliche Zeit, bis die gute Frau ihr geistiges Gleichgewicht wieder erhielt. Letzteres stellte sich um so schneller wieder her, wenn der Ehegatte zufällig Zeuge solcher Verstimmungen war, denn da konnte es zuweilen vorkommen, daß der würdige Herr Wirbel vor seine Gattin trat und in bedächtiger Weise sprach:

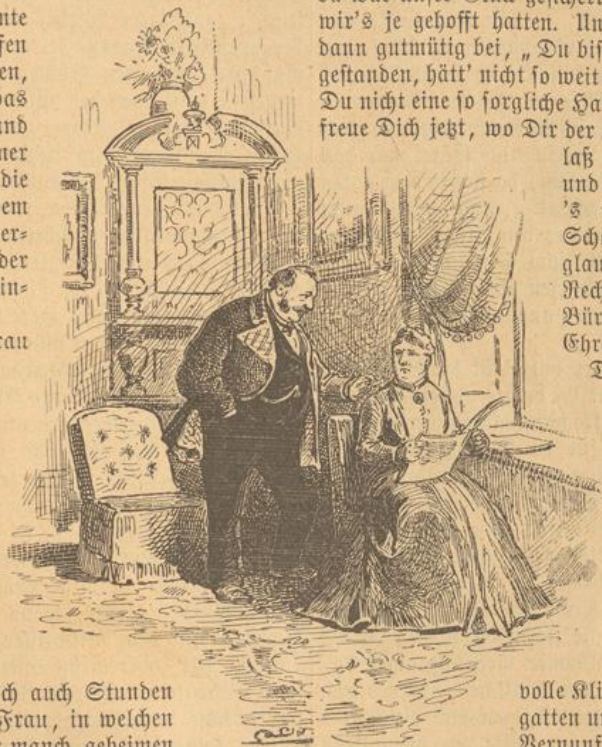
„Na, Alte, mach' keine Poffen, denk' daran, wie wir mit dem Sparspennige unserer Eltern klein und bescheiden angefangen und oft in Arbeit und Sorge die Nacht zum Tag gemacht haben. Seufzten wir damals nicht oft nach der Ruhezeit, die wir jetzt genießen? Und wie hat sie sich erfüllt? Mit jedem Jahr ist neuer Segen gekommen, und als ich durch günstigen Zufall die Fabrik billig erstehen konnte, da war unser Glück gesichert, viel, viel früher, als wir's je gehofft hatten. Und Du, Alte,“ fügte er dann gutmütig bei, „Du bist mir allzeit wacker beigestanden, hätt' nicht so weit kommen können, wärest Du nicht eine so sorgliche Hausfrau gewesen. Drum freue Dich jetzt, wo Dir der Lohn zugefallen ist, —

laß den andern ihre Ehren und Titel unbeneidet, — 's ist was Rechtes und Schönes drum, — aber glaub' mir, es ist auch etwas Rechtes um den einfachen Bürgernamen, wenn er in Ehren getragen wird.“

Diese Rede verfehlte selten oder nie den richtigen Eindruck. Frau Wirbel war eine von Grund ihres Herzens brave Frau; zuweilen nur wollte der ungewohnte Reichtum den klaren Blick etwas blenden, doch wurde diese gefährvolle Klippe mit Hilfe des Ehegatten und der eigenen gefunden Vernunft gewöhnlich glücklich umschifft.

„Ja, Mann,“ war deshalb auch immer die vernünftige Antwort nach solchen Auftritten, „ja, Mann, hast recht. Titel und Ehren machen so wenig glücklich als das Geld allein; haben's ja vor ein paar Monaten, als unser Hans am Sterben lag, an uns selbst verspürt. Ja, wir wollen zufrieden sein, da sich nun noch alles zum Guten gewendet hat.“

Die 10 Jahre, während welcher Herr Wirbel als reicher Mann die Früchte seines Fleißes genoß, waren, trotz der herrlichen Villa mit den Ecktürmchen, keine ganz glücklichen gewesen, und gerade dasjenige, was den hellsten Sonnenstrahl in das Leben der



Aber glaub' mir, 's ist auch was Rechtes um den einfachen Bürgernamen, wenn er in Ehren getragen wird.

alternden Deutschen hätte bringen sollen, das wurde zur Ursache ihres Kummers, nämlich, ihr einziges Kind. Daß ihr Hans, ihr bildhübscher Junge, einmal etwas besseres werden müsse als ein einfacher Geschäftsmann, das hatte sich Frau Wirbel schon damals in den Kopf gesetzt, als die Sparpfennige zu einer immer runderen Summe heranwuchsen. Am allerliebsten hätte sie einen stattlichen Offizier aus ihm gemacht, allein dazu wollte der Alte seine Einwilligung nicht geben; — nun tröstete sie sich, gab es ja in andern Laufbahnen noch Titel und Ehrenstellen genug, und so sollte der Hans sich aufs Studieren verlegen. Also wurde der Junge ins Gymnasium gesteckt, und im Anfange ging auch alles gut. Als jedoch das Latein und später gar das Griechische an die Reihe kam, da furrte dem guten Jungen der Kopf ganz gewaltig, und obgleich nicht gerade talentlos, erklärte er den Eltern doch ganz energisch, er taue nicht zum Studium und habe das Zeug zu einem Gelehrten absolut nicht in sich. Bis zur Sekunda wolle er's aushalten, länger keine Stunde.

Der vernünftige Vater hatte für die Bitten des Sohnes ein offenes Ohr. Er dachte, es sei jedenfalls besser, ein guter Geschäftsmann als ein verdorbener Student zu sein, aber für die Mutter war es ein harter Schlag. Hatte sie doch schon auf ihren ersten Traum, den Sohn in Schärpe und Spauletten zu sehen, verzichten müssen, und nun sollte sie auch keinen Doktor, keinen Richter, ja nicht einmal einen Prääsidenten in ihm erleben? Ja, es war hart, und nur Eines gab es, das Frau Wirbel trösten konnte, und dies Eine wollte sie sicher durchsetzen — ihr Sohn durfte nie und nimmer ihres Mannes ehemaliges Geschäft oder ein ähnliches übernehmen. Wenn er denn in Gottes Namen ein Geschäftsmann werden mußte, so sollte er wenigstens ein vornehmer sein, so etwa ein Buchhändler oder gar ein Bankier; — hat doch ein solcher, besonders wenn er sein Geld zu zeigen versteht, überall Zutritt. Nun, Frau Wirbel hatte für ihre Wünsche keinen allzuschweren Stand. Der Sohn war Feuer und Flamme für den angehenden Bankier, und die paar Schwierigkeiten, die der Alte dazwischen werfen wollte, waren schnell überwunden, und bald hatte Frau Wirbel die Freude, sagen zu können: Mein Sohn, der Volontair im Bankhause Heermann und Söhne. — Kaum zählte man ein paar Monate später, so hatte die gute Frau auch die Genugthuung, ihren Sohn inmitten des Lebens und Treibens der vornehmen jungen Männerwelt zu sehen. Ja, ihre Wünsche gingen in Erfüllung, aber sie vollzogen

sich mit der Zeit in einer Weise, daß Frau Wirbels Haare bedenklich ergrauten.

Daß der Hans durch den Sohn des Bankiers, in dessen Geschäft er arbeitete, in höhere Gesellschaftskreise kam, war den Alten eine große Freude, und sie versagten ihm auch selten einen Wunsch, zu welchem seine Jugend ihn berechtigte. Selbst als diese Wünsche zu einem feinen Reitpferde, zu einer Theaterloge und andern ähnlichen Dingen sich verstiengen, gab Herr Wirbel nach, meinte aber doch, der vornehme Umgang sei absolut nicht das Zweckmäßigste für seinen Sohn, nicht des Geldbeutelns wegen, o nein, was den anbelange, dürfe er sich den Aufwand schon erlauben, — das Bedenkliche an der Sache, meinte der Alte, liege darin, daß der gesunde und einfache Sinn des Bubens in die Brüche ginge, und daß das Wiener Kaffee, wo die vornehmen Herren ihre Zusammenkünfte hätten, durchaus nicht die Hochschule für echte Bürgertugend sei. Leider blieb es aber auch nicht bei der Theaterloge und dem Reitpferde, zu erklären, daß er nun nochmals die Ausgaben des Herrn Sohnes bezahlen wolle, in Zukunft aber nicht mehr für Austern und Champagner der feinen Freunde aufzukommen gedente.

Obgleich nun Hans stets reumütig diese väterlichen Strafpredigten anhörte, so erfüllte sich doch an ihm das Sprichwort von dem mit guten Vorsätzen gepflasterten Wege in vollständigster Weise. Leider war es gerade die schwache und eitle Mutter, welche ihm die Irrwege ebnete. Wie fühlte sich Frau Wirbel geehrt, wenn ihr Hans mit dem Baron F. und dem Rittmeister N. an ihren Fenstern vorüber ritt, oder wenn einer der Herrn im Hause selbst ankehrte und in freundlicher Weise die prächtige Einrichtung bewunderte! Mama Wirbel strahlte in solchen Augenblicken und setzte alles daran, ihrem Sohne den vornehmen Umgang dadurch zu sichern, daß sie dessen kostspielige Liebhabereien vor dem Alten zu vertuschen suchte.

Obgleich nun Herr Wirbel in liberalster Weise für das Taschengeld seiner Frau sorgte, so war es doch für solche Ausgaben lange, lange nicht genug. Es kam deshalb immer wieder die schlimme Stunde, wo die Vater Wirbel tief in denbeutel greifen mußte, um die Schulden seines vornehmen Sohnes zu bezahlen. Aber auch hier ging der Krug so lange zum Brunnen, bis er brach. Herr Wirbel, der schon lange seine geheimen Zweifel hatte, daß bloß der Hunde- und Pferdesport, Champagner und Theater so große Summen verschlingen sollten, forschte weiter nach und entdeckte zu seinem nicht geringen Schrecken, daß

sein gutes Geld in ei-
der nahen Babststadt
zu Grunde. Er sah sein
Bahn, sah Frieden
Frühe gehen, er mo-
war, und so kam
eine härmliche Stun-
sch, sobald sie die Ge-
Fremdenberg geltend,
durch ihre Schwäche
und trat redlich an d-
sch schienen die Vor-
zu nützen. Hans mo-
um sich noch wie ein-
er erklärte dünnig,
Freunden nicht auf
Stimmung in d-
famille für die fo-
genden Wochen ei-
mehr gebürde. Das
verbrachte nach w-
vor seine freien Stu-
den im Klub, während
das Gesicht des Ba-
ters immer finstere
und strenger wur-
Da er seinem Soh-
auf das Bestimmte
erklärt hatte, tie-
Hienig mehr
seine sogenannten C-
ren: h. h. Spielsch-
den zu bezahlen,
sah er mit bann-
Vorgefühl in die
sanft. Würde die
liche Wort halter
einem jener Win-
werfen, welche
zu allen Zeiten
Auch für diefe
seinem Sohne
dann öffentlich
damit seinen Fe-
Zu diesen
kommen.
Sei es, da-
daß er seinen L-
hoffte, Thatsa-
von seinen Fr-
einjam in sei-
nun auch die

sein gutes Geld in einer der vornehmen Spielhöhlen der nahen Badestadt verblieb. Nun war seine Geduld zu Ende. Er sah seinen Sohn auf einer abschüssigen Bahn, sah Frieden, Glück und Wohlstand in die Brüche gehen, er wollte noch retten, was zu retten war, und so kam sowohl für Sohn als Mutter eine stürmische Stunde heran. Bei letzterer machte sich, sobald sie die Gefahr richtig erkannte, das brave Frauenherz geltend, sie bekannte reuevoll, wieviel sie durch ihre Schwäche und Eitelkeit verschuldet habe, und trat redlich an die Seite ihres Gatten. Anfänglich schienen die Vorstellungen der Eltern nicht viel zu nützen. Hans mochte sich wohl für zu gut halten, um sich noch wie ein Schulbube behandeln zu lassen, er erklärte bündig, daß er den Umgang mit seinen Freunden nicht aufgeben werde, und so war die

Stimmung in der Familie für die folgenden Wochen eine sehr gedrückte. Hans verbrachte nach wie vor seine freien Stunden im Klub, während das Gesicht des Vaters immer finsterner und strenger wurde. Da er seinem Sohne auf das Bestimmteste erklärt hatte, keinen Pfennig mehr für seine sogenannten Ehren- d. h. Spielschulden zu bezahlen, so sah er mit bangem Vorgefühl in die Zu-

kunft. Würde Hans sich an das väterliche Wort halten, oder würde er sich einem jener Blutsauger in die Arme werfen, welche die „goldene“ Jugend zu allen Zeiten ausgebeutet haben? Auch für diesen Fall hatte der Alte seinem Sohne erklärt, daß er ihn so dann öffentlich als Verschwender brandmarken und damit seinen fernern Kredit zerstören werde.

Zu diesem Äußersten sollte es jedoch nicht kommen.

Sei es, daß Hans wirklich in sich ging, oder daß er seinen Vorteil in der Nachgiebigkeit zu finden hoffte, Thatsache war, daß er sich mehr und mehr von seinen Freunden zurückzog und manche Stunde einsam in seinem Zimmer zubrachte. So tröstlich nun auch diese Wahrnehmung einerseits war, so

sagte Herr Wirbel doch eines Tages etwas beunruhigt zu seiner Frau:

„Weiß nicht recht, Frau, mir ist die plötzliche Solidität unseres Jungen etwas verdächtig, gesund wenigstens ist sie nicht. Daß er sich von seinen lustigen Freunden losläßt, könnte ich allenfalls seinem neuerwachten gesunden Sinne oder meinem Nachtworte zuschreiben, daß er aber keinen Theaterzettel mehr studiert, seinen teuren Rappen das eine Mal ganz das andere Mal unvernünftig jagden mit ihm unter überhaupt heute den gen läßt und morgen gen Hanswurst spielt, mir nicht gefallen, entweder ist's keine richtige Bekehrung, oder — —“

„Oder unser Kind ist krank,“ unterbrach fast aufschreiend Frau Wirbel ihren Mann, „ja, Alter, das ist es, — hast du nicht bemerkt, wie er in den letzten Wochen abmagerte, und wie müde und doch so fieberhaft erregt er zuweilen ausfieht?“

Dieses Mal schien Mutter Wirbel wirklich das Richtige getroffen zu haben. Hans trug entschieden irgend einen krankhaften Keim in sich, sein ganzes Wesen deutete darauf hin, und bald sollte Frau Wirbel die Bestätigung dieser Sorge in betäubendster Weise erfahren.

Lange Jahre nachher erinnerte sich Frau Wirbel noch der Stunde, in welcher ihr einziger Sohn zum ersten Mal in seinem Leben von Krankheit überwältigt zusammenbrach. War es doch gerade an dem Tage geschehen, als in dem Hause seines Prinzipals der große Kassendiebstahl vorgefallen war.

Es war dies ein frecher, nächtlicher Einbruch gewesen, und die Diebe konnten eine Beute von nahezu 20 000 Mark erhaschen. Was nützte es, daß man den einen Einbrecher nach kurzer Zeit dingfest machen



Wie fühlte sich Frau Wirbel geehrt, wenn ihr Hans mit dem Baron K. und dem Rittmeister R. an ihren Fenstern vorüber ritt.

konnte? Es war dies noch der Unschuldigste der Bande, der den beiden andern übelberückigten Subjekten aus Not den Helfershelfer gemacht und von diesen mit einer Summe abgedankt worden war. Die beiden Hauptspizbuben selbst aber suchten das Weite, und bis man ihrer nach einigen Monaten habhaft werden konnte, war der Raub größtenteils verjubelt.

An dem Tage nun, an welchem dieses, die ganze Stadt in Aufregung versetzende Ereignis geschah, erkrankte der junge Hans Wirbel unter allen Anzeichen einer Gehirnentzündung, und es kamen nun Tage und Stunden, in welchen alle Schwäche und Stilleit von Frau Wirbels Seele hinweggewischt und sie geläutert wurde durch die bange Sorge um ihr Kind. Auch diese schwere Zeit ging glücklich vorüber, und als Hans vom Krankenbette

aufstand, schien er geistig ein anderer geworden zu sein. Er selbst bat den Vater, ihn, zum Besten für Geist und Körper, in ein anderes Klima zu verpflanzen, d. h. ihn ein Stück der Welt sehen zu lassen, und so wurde beschlossen, daß Hans nach vollständiger Wiederherstellung seiner Gesundheit in ein größeres Bankgeschäft in London eintreten sollte. Herr Heermann, der bisherige Prinzipal, gab ihm die besten Empfehlungs-

schreiben an das ihm bekannte Londoner Haus mit, Mutter Wirbel besorgte unter unzähligen Thränen eine Reiseausstattung, als ob es nach Kamerun ginge, der Vater aber legte in der Abschiedsstunde die schwere Hand auf des Sohnes Schulter, und die Worte: „Geh mit Gott, Hans, Dein Schicksal liegt nun in Deiner Hand, Sorge, daß Du mit Ehren bestehst,“ — schienen einen tiefen Widerhall in Hansens Brust zu finden.

Mancher Brief schwamm seit der Trennung über den Kanal zu den Eltern herüber, und jeder brachte neuen Sonnenschein in die Villa.

„Unser Sohn wird doch noch ein rechter Kerl,“ meinte der Alte, als er eines Tages von dem Bankier Heermann erfuhr, daß dessen Londoner Geschäftsfreund sich in sehr lobender Weise über den jungen

Wirbel ausgesprochen, „der Hans wird recht, — Gottlob, daß er von seinen vornehmen Freunden keine andere Erbschaft überkommen als —“

„Als die vornehmen Manieren,“ schaltete etwas schüchtern Frau Wirbel ein.

In dem Bankhause ^{*}Howells & Comp. in London hatte sich inzwischen unser Hans zum Buchhalter aufgeschwungen, und es war die volle Wahrheit, als sein Prinzipal ihn mit der Zeit für einen seiner solidesten und tüchtigsten Arbeiter erklärte. Wie in einem Beete üppigsten Unkrautes oft noch ein echtes Fruchtkörnchen zu finden ist, so war auch aus dem gefährvollen Umgange mit seinen früheren Freunden dem Hans etwas Gutes geblieben, etwas, das seinen Eintritt in die Welt erleichterte und seine Wege ebnete, und dies waren seine feinen

und guten Umgangsformen. Wohl kein Volk in der Welt betrachtet das Sittengesetz der guten Gesellschaft für so bindend wie der Engländer, und es war deshalb nichts Geringses, daß der junge Deutsche in den anspruchsvollen Salons des Hauses Howells nicht nur bei größeren

Gesellschaften Gnade fand, sondern bald auch in den engeren Familienkreis gezogen wurde. So oft Hans in seinen Briefen nach Hause die Lie-

benswürdigkeit der Familie oder gar den Namen des Haustöchterchens, Miß Bessie, erwähnte, so oft bekam Frau Wirbel heftiges Herzklopfen, und ihre mütterliche Phantasie machte schon die weitestreichendsten Pläne von englischer Hochzeit und dergleichen. Obwohl Papa Wirbel diese Anschauungen als „baren Unsinn“ erklärte, konnte er es doch nicht verhindern, daß seine gute Alte insgeheim den „beredten Engländer“ anschaffte, um doch nicht so ganz und gar unvorbereitet dem zu erwartenden Ereignisse gegenüber zu stehen. — Es kam aber anders, als Frau Wirbels Herz es hoffte, und das ging so zu:

Schon mehrere Male war Hans auf der Treppe des Hauses, worin er zwei hübsche Zimmer des zweiten Stockes bewohnte, einem Mädchen begegnet,



Geh mit Gott, Hans, Dein Schicksal liegt nun in Deiner Hand, Sorge daß Du mit Ehren bestehst.

bis einen ganz eig-
machte. Der reinlichen
mußte das Mädchen
nach erfuhr Hans vo
selbe eine Deutsche
im höchsten Stof
warme sei, und daß
aber recht und redlich
ten. Die Witwe befa
die jüngere Schwester
durch Mäßigkeit ihr
Obgleich nun Ha
Reichtum hielt,
konnten diese Gefüh
dem Mademengege
sichlichen des Wä
dens gegenüber ni
handhalten. Die fan
ten, erst in die W
Wirkenden blauen
gen hatten es ihm
gethan, und Hans n
recht gründlich in
Lage des Jägers,
da singt:

Ihr Wid, mit g
wender
Vor Wäg und Es
jung

Nun kam
schlimme Zeit
Hans, denn wie sol
Stellung dem W
Ein Besuch in
Wohnung wäre
schugloßen, ehrsbo
über fast beleidi
half aber der
guter Stern,“

Die Hausm
Hans Wohnun
die beiden S
um hiemit ihre
keit, welche Fr
bezeugen. Au
dem längeren
Witvin und e
seinen Besuch
jungen Mädch
Wenn nun
ganz nur der
den andern,

das einen ganz eigentümlichen Eindruck auf ihn machte. Der reinlichen, höchst einfachen Kleidung nach mußte das Mädchen den niedern Ständen angehören, auch erfuhr Hans von seiner Hauswirtin, daß daselbe eine Deutsche und zwar die Schwester einer im sechsten Stock des Hauses wohnenden Arbeiterwitwe sei, und daß die beiden Schwestern sich dürftig, aber recht und redlich von ihrer Hände Arbeit ernährten. Die Witwe besorgte die Haushaltung, während die jüngere Schwester in einem Konfektionsgeschäft durch Näharbeit ihr Brot verdiente.

Obgleich nun Hans große Stücke auf Rang und Reichthum hielt, so konnten diese Gefühle dem Madonnenesichtchen des Mädchens gegenüber nicht standhalten. Die sanften, ernst in die Welt blickenden blauen Augen hatten es ihm angethan, und Hans war recht gründlich in der Lage des Jägers, der da singt:

„Ihr Blick, mir zugewendet,
 War Blick und Schlag zugleich.“

Nun kam eine schlimme Zeit für Hans, denn wie sollte er sich in seiner Stellung dem Mädchen nähern? Ein Besuch in der ärmlichen Wohnung wäre auffallend und der schutzlosen, ehrbaren Armut gegenüber fast beleidigend gewesen. Da half aber der Zufall oder „sein guter Stern,“ wie Hans es nannte.

Die Hauswirtin, eine Frau Porter, bei welcher Hans Wohnung genommen hatte, wurde krank, und die beiden Schwestern erboten sich zu Pflegediensten, um hiemit ihre Dankbarkeit für so manche Gefälligkeit, welche Frau Porter ihnen schon erwiesen, zu bezeugen. Auch Hans nahm herzlichen Anteil an dem längeren Leiden seiner stets so freundlichen Wirtin und erfreute dieselbe eines Abends durch seinen Besuch, wobei er so glücklich war, mit dem jungen Mädchen zusammen zu treffen.

Wenn nun auch dieser erste Besuch wirklich und ganz nur der Kranken galt, so konnte man dies von den andern, sich nun in rascher Folge wiederholen-

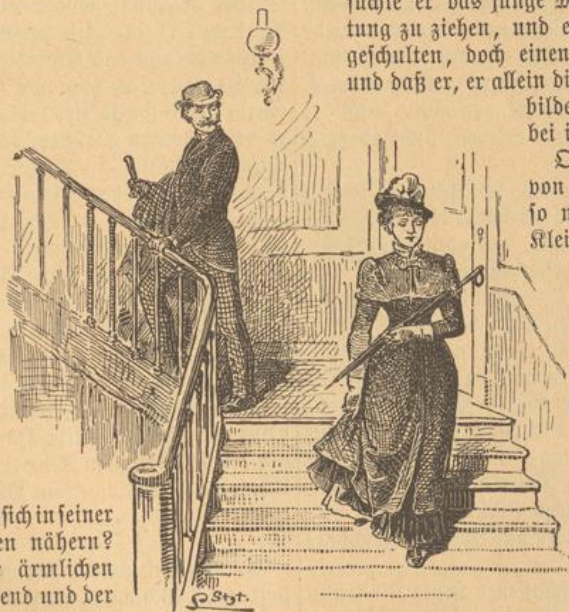
den Besuchen durchaus nicht behaupten. Während er mit der Kranken plauderte, beobachtete er jede Bewegung der schönen Pfliegerin, und war ihm das Mädchen auf der dunklen Treppe schon anziehend erschienen, so war der Eindruck, den er im näheren Verkehr von ihr empfing, ein tiefer und nachhaltiger. Hans, der schon mancher Schönen gehuldigt hatte, ohne daß sein Herz besonders davon ergriffen worden, fühlte sich hier in einer Weise gefesselt, wie ihm noch nie zuvor geschehen war.

So oft er seine Abendstunden bei Frau Porter zubrachte, und dies geschah von nun an nicht selten, suchte er das junge Mädchen in die Unterhaltung zu ziehen, und er fand wenn auch keinen geschulten, doch einen bildungsfähigen Geist, und daß er, er allein diesen Geist für sich heranzubilden wolle, das stand fest bei ihm.

Obgleich Hans noch nie von seiner Liebe gesprochen, so mußte Milli, so hieß die Kleine, doch eine Ahnung von dem Zustande seines Herzens haben, denn sie wurde immer stiller und zog sich mehr und mehr zurück. Als es Hans gar zum drittenmal begegnete, daß er bei seinen Besuchen nur Millis ältere Schwester im Krankenzimmer fand, da war er sicher, daß nicht ein bloßer Zufall das junge Mädchen ferne hielt, und sein Entschluß war gefaßt.

Am nächstfolgenden Sonntage stieg er von seiner Wohnung die vier Treppen hinauf und klopfte an die Thüre, an welcher „Witwe Miller“ angeschrieben stand. Hans hatte sich zu diesem Gange in denselben feinen schwarzen Anzug gesteckt, den er auch getragen haben würde, hätte er bei Lady Howells um die Hand ihrer Tochter angehalten.

Auf sein Klopfen folgte ein schüchternes „Herein“, er hatte es gut getroffen. Frau Miller war in der Kirche, und er befand sich der Flamme seines Herzens allein gegenüber. Milli war erst sprachlos, als sie Herrn Wirbel vor sich sah; sobald sie jedoch den festlichen Anzug, noch mehr aber das ernste



Schon mehrere Male war Hans auf der Treppe einem Mädchen begegnet, das einen ganz eigentümlichen Eindruck auf ihn machte.

Aussehen des jungen Mannes bemerkte, da zog es über ihr Gesichtchen erst wie ein freundliches Aufleuchten, dann aber wie ein tiefes Erschrecken.

Das Stillschweigen dauerte nicht lange. Hans erklärte in beredten Worten den Zweck seines Hierseins, er schilderte seine Kämpfe und seine alles überdauernde Liebe, ehe er aber damit zu Ende kam, unterbrach ihn die junge Arbeiterin:

„Sprechen Sie nicht zu Ende, Herr Wirbel, ehe Sie mich angehört haben,“ sagte sie in leisem, aber festem Tone. „Ich weiß, daß Sie mir niemals Ihr Herz ohne Ihre Hand anbieten würden, und ich würde auch ohne Bedenken mit Freuden Ja sagen, denn ich fühle es, daß ich Sie, mit meiner großen Liebe im Herzen, glücklich machen könnte trotz meiner Armut. Aber es ist etwas anderes, Herr Wirbel, etwas, das uns für immer trennen muß, denn die Liebe kann die Armut wohl ersetzen, nicht aber — die Schande.“

Nach diesen Worten, die schließlich in einem Schluchzen erstickten, vergrub das Mädchen ihr erblaßtes Gesicht in die Hände, und auch Hans fuhr, wie von einer Schlange gestochen, zurück.

„Was? Du, — Sie — Milli klagen sich der Schande an? — Kann ein Menschenantlitz so täuschen, dann glaube ich nicht mehr an die Unschuld!“

„O, nicht so, Herr Wirbel, da sei Gott für!“ rief das Mädchen erglühend, — „nein, ich habe nichts verbrochen und bin doch entehrt. — Hier kennt wohl niemand unser Glend, — Ihnen aber muß ich die Wahrheit sagen, — Ihnen bin ich's schuldig.“

Die beiden hatten wieder Platz genommen, und nun begann Milli ihre, allerdings traurige Geschichte zu erzählen. —

Sie war armer, rechtschaffener Leute Kind und ihre allererste Jugend war keine allzutrübe gewesen. Da kam ein böses Jahr. Mangel an Verdienst und mancherlei Mißgeschick in der Familie zehrten den letzten Notpfennig auf, und die Leute befanden sich der nackten Armut gegenüber. Dem war nun Millis Vater, ein schwacher Charakter, nicht gewachsen. Er suchte sein Glend im Wirtshause zu betäuben, verbummelte und kam nach und nach in Gesellschaft schlimmer Genossen. Dies beschleunigte seinen Untergang. Einige dieser Kameraden, oft bestrafte Leute, planten eines Tages einen größeren Diebstahl und beredeten den Unglücklichen, an dem Wagstücke teilzunehmen. Die Sache ging aber schief; Millis Vater wurde sofort, die übrigen nach wenigen Monaten entdeckt und zur verdienten Strafe gezogen. Das Zuchthaus, zu welchem der unglückliche Mann verurteilt wurde,

nahm ihn allerdings nicht lange auf, denn er starb daselbst nach wenigen Wochen schon. Auch Millis Mutter überlebte diesen Schicksalschlag nicht lange, und die junge Milli stand allein mit ihrer Armut und einem entehrten Namen. Eine bedeutend ältere Schwester Millis, die vor Jahren nach England verschlagen wurde und dort einen Arbeiter geheiratet hatte, nahm sich des jungen Mädchens an, und legeres war froh, dort eine neue Heimat und durch Annahme eines andern Namens Vergessenheit ihrer Schmach zu finden.

Dies war die Geschichte, die Milli dem jungen Wirbel erzählte, wobei sie ihm wahrheitsgetreu Namen, Ort und Zeit des Einbruchs mittheilte.

War es nun das Entsetzen vor diesem Nachtbilde des Lebens, das hier vor seinen Augen aufgerollt wurde, was ihn so tief erbleichen machte, oder war es der Schrecken darüber, daß er auf dem Sprunge gestanden hatte, die Tochter eines im Gefängnisse verstorbenen Diebes in sein Haus zu bringen? Nein, das letztere mußte es nicht sein, denn nach einigen Augenblicken fürchterlicher Stille sprang er auf, riß das Mädchen an seine Brust und rief:

„Dich hat Gott mir gesendet — hier ist Dein Platz, an meinem Herzen sollst Du bleiben, und ich will Dich wieder mit dem Leben versöhnen.“

Nun konnte Milli nicht länger widerstehen, — sie war besiegt. — Nachdem die Liebenden sich ausgesprochen hatten, eilte Hans in seine Wohnung, um den schwierigsten Schritt zu unternehmen, nämlich seine Eltern von dem Vorgefallenen zu benachrichtigen.

Es war ein schöner * Maimorgen, und die Sonne lugte gemüthlich durch die Fenster des Erkerzimmers, wo Frau Wirbel eben ihrem Manne den Kaffee einschenkte, als das Dienstmädchen die angekommenen Zeitungen und Brieffschaften hereinbrachte. Frau Wirbels Auge entdeckte sofort einen Brief mit englischer Postmarke, und sie griff mit einem Freudenrufe danach.

„Da ist ein Brief vom Hans und was für ein dickleibiger!“ rief sie. „Schnell, Alter, set' die Brille auf, kann's kaum erwarten, zu erfahren, was er schreibt.“

Herr Wirbel that, wie ihm befohlen, und entfaltete sodann den allerdings sehr dicken Brief seines Hans. Er begann zu lesen, und Frau Wirbel, die über die Schulter ihres Gatten hinweg in den Brief blickte, entdeckte schon auf der ersten Seite, daß es sich in diesem Briefe um ihren Herzenswunsch, um eine Verlobung handle.

„Er hat sich verliebt, — die Milli, es breche um, Mann, da sie vor Freude!“

Herr Wirbel hat Seite zu Ende gelebt, daß sein Sohn unterbreiten wollte.

„Na, Frau,“ meinte er, „Blatt umwendete, Lande eine Wahl ge und Kaye Ehre man wenn's auch gerade Lady genug,“ setzte er.

Frau Wirbel war dieses gespannt, hätte, ja ihre Aufregung so sehr, daß sie ihren den Brief aus dem nahm, indem sie er, „Loh' sein, Alter Dir den Brief voll lesen, mich trifft Herzschlag, wenn Worten muh.“

Frau Wirbel freudebehebender Stille, doch plötzlich — was war das?

braves, schönes, al Mädchen, — so hier schwarz auf Also nicht Milli Bankrotttochter? folgte Frau W schnell, reich find stens eine Lady eine Näherin! Wirbel halb be

„Ich sagte D als gewöhnlich wenn ich auch ebenfalls sehr nicht zu Ende, weitere Aufklär

Nein, der B und an weitere fehlen. Der G auf Herrn Wir erregender. Boden, und d sich nieder.

„Er hat sich verliebt,“ brach die Alte frohlockend aus, — „die Miß, es muß die englische Miß sein, — drehe um, Mann, daß wir den Namen lesen, ich er-
sticke vor Freude!“

Herr Wirbel hatte indessen gelassen die erste Seite zu Ende gelesen, und er wußte nun ebenfalls, daß sein Sohn den Eltern ein Herzensanliegen unterbreiten wollte.

„Na, Frau,“ meinte er bedächtig, während er das Blatt umwendete, „wenn unser Hans im fremden Lande eine Wahl getroffen hat, die seinem Herzen und Kopfe Ehre macht, dann soll mir's recht sein, wenn's auch gerade keine Lady ist. Du bist mir Lady genug“, setzte er mit gutmütigem Humor hinzu.

Frau Wirbel war zu sehr auf die Fortsetzung des Briefes gespannt, als daß sie diese Worte beachtet hätte, ja ihre Aufregung stieg so sehr, daß sie ihrem Manne den Brief aus der Hand nahm, indem sie erklärte:

„Laß sein, Alter, ich will Dir den Brief vollends vorlesen, mich trifft noch ein Herzschnell, wenn ich länger warten muß.“

Frau Wirbel las mit freudebebender Stimme weiter, doch plötzlich stockte sie, — was war das? — Ein braves, schönes, aber armes Mädchen, — so stand es hier schwarz auf weiß. — Also nicht Miß Bessie, die Bankierstochter? — Nun, folgerte Frau Wirbel blickschnell, reich sind wir ja selbst, wenn's nur wenigstens eine Lady ist; — doch — Herr, mein Gott, eine Näherin! — Mit diesem Beheuschrei fiel Frau Wirbel halb betäubt in ihren Sessel zurück.

„Ich sagte Dir ja,“ meinte der Alte etwas rauher als gewöhnlich, „daß wir keine Lady brauchen, wenn ich auch zugestehen muß, daß mich diese Wahl ebenfalls sehr überrascht. Der Brief ist aber noch nicht zu Ende, laß sehen, vielleicht enthält er noch weitere Aufklärung.“

Nein, der Brief war wirklich noch nicht zu Ende, und an weiteren Aufklärungen ließ er es auch nicht fehlen. Der Eindruck aber, den diese Aufklärungen auf Herrn Wirbel hervorbrachten, war ein schrecken-
erregender. Der Brief flog zusammengeballt zu Boden, und die schwere Faust fiel bröhnend auf den Tisch nieder.

„Also kein ehrbar Mädchen will er uns bringen, sondern die Tochter eines Diebes, eines Zucht-
häuslers!“ schrie er, „will er mit Gewalt unsern Namen entehren, — nein, ehe ich das zugebe, stoße ich ihn lieber von mir.“ —

Die Stimmung, welche während der kommenden Tage über dem Hause lag, war eine schwüle und drückende. Hans hatte am Schlusse seines Briefes den Eltern mitgeteilt, daß er in wenigen Tagen selbst kommen werde, um noch mündlich alles Nötige mit denselben zu besprechen, und ein Telegramm hatte seine Ankunft auf den Abend angezeigt.

Wie hätte Frau Wirbel sich je träumen lassen, daß ihr Hans nach seiner ersten Ausfahrt in die Welt anstatt mit Blumen, mit trüben Blicken empfangen werden sollte? Und doch geschah' es so. —

Es war kein freundlicher Geist, der in dem Zimmer weilte, als der Sohn vor seine Eltern trat.

Mit finsterner Miene berührte der Vater die zum Willkomm ausgestreckte Hand des Sohnes, — bei Frau Wirbel aber siegte das Mutterherz — laut aufschluchzend lag sie am Herzen ihres Kindes.

Die Scene, welche nun folgte, war bitter und heftig. Trozdem Hans in eingehendster Weise die Unschuld und Bravheit seiner Verlobten schilderte, trozdem er den oft bewährten

Gerechtigkeitsinn des Vaters anrief, der Alte blieb doch unerbittlich.

„Nie und nimmer!“ schrie er erregt dem Sohne zu, „nimm Dir die ärmste Magd zum Weibe, — ich will mich dazu verstehen, sie als Kind aufzunehmen, sofern sie einen ehrlichen Namen trägt. Die Tochter eines Diebes aber kommt nicht in meine Familie, in der von altersher kein unehrlicher Blutstropfen war. Eher will ich keinen Sohn mehr — merke Dir's, das ist mein letztes Wort!“

Hans, der mit aller Macht der Überzeugung für seine Liebe gekämpft hatte, verstummte nach diesen letzten Worten, und auf seinem Gesichte prägte sich ein gewaltiger Seelenkampf aus.

Endlich begann er:

„Vater, ehe Du Dein letztes Wort sagst, höre mich an — ich habe Dir ein Geständnis zu machen,



Dich hat Gott mir gesendet — hier ist Dein Platz, an meinem Herzen sollst Du bleiben, und ich will Dich wieder mit dem Leben versöhnen.

das bis jetzt nur Gott kennt, und das mit uns sterben muß. Wenn nur diejenigen Schurken wären, Vater, die vom weltlichen Arm der Gerechtigkeit ereilt werden, dann stünde es gut auf der Welt; es giebt aber auch solche, die in Ehren und Glanz leben, und wohl ihnen, wenn wenigstens eine innere Gerechtigkeit sie erreicht, wenn sie ihre sittlichen Fehler erkennen und sich nicht besser dünken als ihre unglücklichen Spießgesellen, die in der engen Zelle vielleicht dasselbe Verbrechen verbüßen, das ihnen selbst ungefühnt auf der Seele brennt. Zu diesen, Vater, gehöre ich.“ —

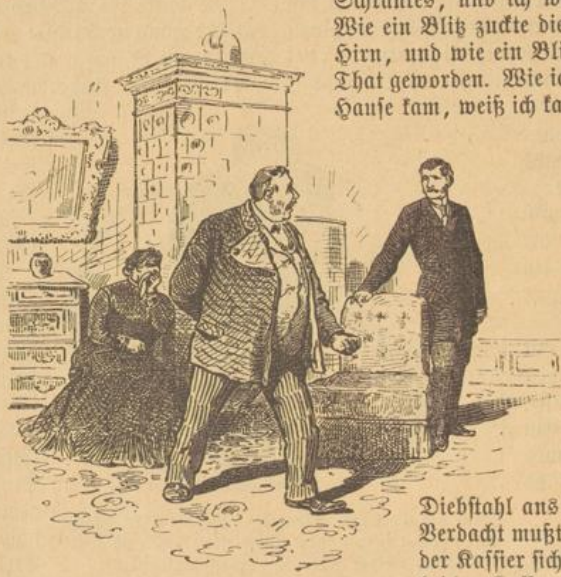
Hans schwieg einen Augenblick wie in Mitleid, als er einen Blick auf die entsetzten Gesichter seiner Eltern warf. Nach einem tiefen Atemzuge fuhr er jedoch fort:

„Ihr erinnert Euch wohl noch, daß auf die Zeit meines Leichtsinns und meiner Schulden ich in eine Geistesverfassung versiel, die Euch in Sorgen um mich stürzte. Ihr schriebet mein damaliges trübes, leutscheues Wesen der Krankheit zu, die auch bald nachher zum Ausbruch kam, und doch hattet Ihr Euch schwer getäuscht.“

„Nachdem Du, Vater, meine Schulden nochmals bezahlt und mir mit Enterbung gedroht hattest, falls ich auf diesem Wege bliebe, faßte ich wirklich die besten Vorsätze. Sie hielten jedoch nicht an, das flotte Leben war mir zum Bedürfnis geworden. Um das Maß voll zu machen, kam auch der Spielteufel noch einmal über mich — ich verlor in einer Nacht 3000 Mark.“

„Nun war guter Rat teuer; Spielschulden sind Ehrensulden, und diese sollten in 24 Stunden getilgt sein. Ich wußte, daß ich in diesem Augenblicke nicht auf Dich, Mutter, rechnen durfte, da Du dem Vater versprechen mußtest, meine Schwäche nicht mehr zu unterstützen. Ich ging also getrost zu dem Geldverleiher, dem alten Samuel, der immer be-

reit war, reichen Söhnen zu borgen, da fand ich aber, daß der Vater mir zuvorgekommen war und den Alten gewarnt hatte. Eine andere Quelle stand mir nicht offen — ich war in Verzweiflung. Ein Zufall, ich möchte es einen teuflischen Zufall nennen, wollte, daß ich an diesem Tage etwa 10 Minuten allein im Kassenzimmer unseres Geschäftes verweilte, und diese 10 Minuten haben mich zum Verbrecher — zum Dieb gemacht. In dem geöffneten eisernen Schranke lagen, in bester Ordnung aufeinander geschichtet, Wertpapiere verschiedenster Art, Tausender und Hunderter. Ein Griff in die Tiefe dieses Schrankes, und ich war aller Not entronnen. Wie ein Blitz zuckte dieser Gedanke durch mein Hirn, und wie ein Blitz war der Gedanke zur That geworden. Wie ich aus dem Zimmer nach Hause kam, weiß ich kaum mehr. Meine Brieftasche war mit Banknoten angefüllt, ich ging abends in den Klub und bezahlte meine Schuld, aber dort zu bleiben vermochte ich trotz dem Zureden meiner Freunde nicht. Das ganze Glend meines Verbrechens kam über mich. — Beim nächsten Kassensturze, vielleicht heute noch, mußte der



Eher will ich keinen Sohn mehr — merke Dir's, das ist mein letztes Wort!

Diebstahl ans Tageslicht kommen, der Verdacht mußte auf mich fallen, sobald der Kassier sich erinnerte, daß ich allein bei der Kasse gewesen; im andern Falle hätte ich eine Selbstanzeige für unvermeidlich betrachtet, denn so schlecht war

ich noch nicht, um einen Unschuldigen für mich büßen zu lassen. — Was wäre nun die nicht auf die Stunde bezahlte Spielschuld diesem gegenüber gewesen? Dort hätte wohl mancher die Achsel gezuckt, oder man hätte mich aus dem vornehmen Klub ausgewiesen, — hier war ich ein Verbrecher, ein gemeiner Dieb, ein verlorener Mann. Mein Schicksal war beschlossen, denn ein Weiterleben nach Entdeckung des Verbrechens wäre unmöglich gewesen. Ich schrieb diesen Brief“ — mit diesen Worten zog Hans ein Schreiben aus der Brusttasche seines Rockes, — „diesen Brief, den ich zum Andenken an jene dunkeln Stunden aufbewahrt habe. Es ist mein Abschiedsbrief an Euch, den Ihr nach meinem Tode erhalten solltet. Den geladenen Revolver in



sete ich die Entsch...
kurz verzögerte si...
mir lieb war...
Todesstamj...
„Da — eines...
Nachricht, es sei m...
hauje eingebroche...
verhielt, und daß...
ein Kunstschlosser...
und größere Sum...
war gerechert —...
erke befoht. —...
sagte ich mir, da...
nung gehandelt...
mich frei, und...
Gedanken los...
bande, dessen...
noch der wenig...
mich zu büßen...
hätte ihr Ver...
Krankheit, die...
merte und an...
befreite mich...
Ich erwachte...
alles war wi...



Ein Griff in die Tiefe dieses Schrankes, und ich war aller Not entronnen

und doch war alles so ganz anders. — Bei jedem Worte der Teilnahme und Liebe, das mein Ohr traf, klang es in mir: wenn diese wüßten, wer du bist? — Ich hoffte auf die Befreiung des armen Teufels, den seine Spießgesellen im Stiche gelassen hatten; ich wollte — natürlich unbekannt — für seinen Unterhalt sorgen, das sollte mein Gewissen erleichtern. Auch dies ward mir versagt, er starb in Gefängnisse."

"Und nun, Vater, nun komme ich in neue Verhältnisse — in ein fremdes Land. Ich lerne dort ein Mädchen kennen, von dem ich sagen muß — diese oder keine kann mich glücklich machen, — und ich erfahre, daß dieses Mädchen die Tochter jenes Unglücklichen ist, dessen Schuld die meine gedeckt hat. Milli ist das Kind jenes Mannes, der im Gefängnisse gestorben ist. Ich betrachte es als Fügung, Vater; Du hättest kein Kind mehr, und Dein Name wäre entehrt, hätte jenes Verbrechen nicht stattgefunden. Sieh mir das Mädchen, Vater, es wird Frieden in mein Herz und in unser Haus bringen, — gib mir meine Milli!"

* * *

meinem Schreibtische eingeschlossen, erwartete ich die Entwicklung der Dinge. Der Klaffensturz verzögerte sich länger, als ich ahnte, und als mir lieb war — es war ein qualvoller langsamer Todeskampf."

"Da — eines Morgens durcheilte die Stadt die Nachricht, es sei während der Nacht in unserm Bankhause eingebrochen worden. Ihr wißt, daß es sich so verhielt, und daß es den Dieben, von denen der eine ein Kunstschlosser war, gelang, die Kasse zu öffnen und größere Summen daraus zu entnehmen. Ich war gerettet — ein zweites Verbrechen hatte das erste gedeckt. — War ich aber gerettet? Umsonst sagte ich mir, daß die Einbrecher auf eigene Rechnung gehandelt hatten. Die Vernunft sprach mich frei, und doch konnte ich mich nicht von dem Gedanken losmachen, daß der eine der Diebesbande, dessen Festnahme gelang, und der zudem noch der weniger Schuldige war, eigentlich für mich zu büßen habe. Die innere Gerechtigkeit hatte ihr Werk bereits begonnen. — Meine Krankheit, die wohl schon länger in mir schlummerte und an jenem Tage zum Ausbruche kam, befreite mich nicht lange von meiner Seelenqual. Ich erwachte zum Bewußtsein, zum Leben, — alles war wie zuvor, ich war geliebt, geehrt —

Ein halbes Jahr später war wirklich englische Hochzeit, denn Wirbels zogen es vor, mit ihrem Sohne nach London zu reisen, wo die Trauung in aller Stille stattfand. Da nur der angenommene englische Name der Braut angegeben wurde, so blieben deren frühere Verhältnisse gänzlich unbekannt, und die Familienehre war somit gewahrt. In der Villa aber war mit Milli der Sonnenschein eingezogen, und die alte Frau Wirbel hatte am Ende doch die Genugthuung, ihren Bekannten sagen zu können: „Meine Schwiegertochter aus London."



Blühen und Welken.



Du keimtest wie die Rose,
Du schöne, stille Maid,
Beglückt mit Deinem Lose
In goldner Frühlingszeit.

Du blühest wie die Rose
In Sommer sonnenglanz,
Beglückt mit Deinem Lose
Im frischen Myrtenkranz.

Du welkest wie die Rose,
Wenn Herbstwind' drüber zieh'n,
Und trauernd Deinem Lose
Siehst Blüt' und Blätter hin.

Da denkst Du, o Rose,
An Deines Frühlings Pracht,
Gehst, willig Deinem Lose,
In stille Grabesnacht.

V. Sch.

Wer andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein.

Im Lande der großen Gegensätze, wo Kultur und Unkultur oft unvermittelt aneinander grenzen, ereignete sich in unserem so reicheitlichen Zeitalter folgendes heitere Stückchen:

Zwei Professoren einer kleineren Universität hielten eine Reihe von Vorlesungen und bereisten zu diesem Zwecke alle diejenigen Städte und Städtchen, in welchen sie auf eine dankbare Zuhörerschaft rechnen durften.

Dr. Potter, der eine der beiden Herren, machte nun die Wahrnehmung, daß sein Kollege, der Professor Flower, der gewöhnlich zuerst sprach, an

fast allen Orten dieselbe Rede wiederholte. Wirklich mußte der Doktor auf dieser wissenschaftlichen Reise den Vortrag seines Kollegen so oft anhören, daß er denselben endlich Wort für Wort auswendig wußte. Dieses Letztere brachte den guten Mann auf den Gedanken, den Professor, der ihn durch sein etwas herrisches Wesen schon oft geärgert hatte, nun zur Rache dafür recht in die Enge zu treiben. Bei ihrer gemeinsamen Ankunft in einer größeren Fabrikstadt bat unser Doktor den Professor, ihm zu erlauben, heute ausnahmsweise seinen Vortrag zuerst zu halten, was dieser auch bereitwilligst zugestand. Die Herren sprachen dieses Mal, da sie sich nur einen Tag in der Stadt aufhielten, unmittelbar nacheinander, und zwar wartete der Professor in einem an den Saal grenzenden Nebenzimmer, bis sein Kollege geendet und er an die Reihe käme. Da die Thüre zur Hälfte geöffnet war, konnte er jedes Wort vernehmen. Nachdem er erst ziemlich gleichgültig in seinem Lehnstuhl gelegen hatte, richtete er sich plötzlich in die Höhe, um die Rede seines Freundes besser verstehen zu können.

Ja — was war denn das? Er spitzte die Ohren immer mehr, — den Teufel auch — das war ja seine allereigenste Rede, — sein Glanzvortrag, den er schon an so manchen Orten vor dankbaren Zuhörern gehalten hatte!

Erst scholl die Zornesader auf der Stirne des Professors, dann aber glättete sich sein Gesicht wieder, und mit behaglicher Ruhe hörte er den Vortrag — seinen Vortrag — zu Ende.

Als Dr. Potter vom Katheder herabstieg und an dem Professor vorüberschritt, da pochte sein Herz nicht nur in triumphierender Schadenfreude, sondern doch auch in dem etwas hänglichen Vorgefühle, wie der Professor sich jetzt wohl herauswinden werde.

Zu des Doktors großer Verwunderung aber ließ dieser eine Rede vom Stapel, die den angekündigten Stoff in ganz neuer und anziehender Weise beleuchtete.

„Zum Ruduck,“ murmelte der verblüffte Doktor vor sich hin, „zum Ruduck, in dem Kerl muß doch was Besonderes stecken; der schüttelt ja seine Weisheit nur so aus dem Ärmel heraus, während unser einer die Ewigkeit dran zu brüten hat! Hätt's nimmer geglaubt — nimmer!“

Als die beiden Kollegen sich später wieder allein trafen und der Doktor sein Beginnen als schlechten

Wie zu entschuldigen
Professor sehr ruhig u
hat gar nicht
die Rede, die Sie
ahnung gehalten
vor vier Wochen
gleichen Zuhörer
benötigen Sie sich
wird Ihr hervorzu
lernen gewiß zu m

Ein Geiziger ja
Haus zutommen.
den Herrn zu jagt
der Bekannten aber
Geizhals bemerkt
Hier ist de
Er übt die



Fortwärt Kip
aus einem Kre
wirtschaulie . 31

Wiß zu entschuldigen versuchte, meinte der Professor sehr ruhig und freundlich:

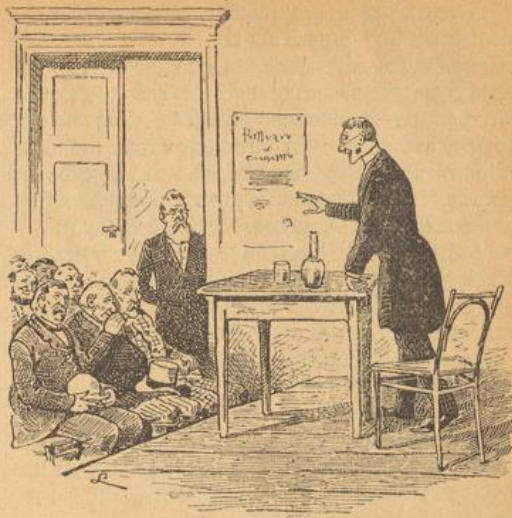
„Hat gar nichts zu sagen, Herr Kollega, denn die Rede, die Sie soeben in wortgetreuer Nachahmung gehalten, habe ich bei meinem Hiersein vor vier Wochen an gleicher Stelle und vor der gleichen Zuhörerschaft bereits vorgetragen. Also beruhigen Sie sich, mein Vester, das Publikum wird Ihr hervorragendes Talent zum Auswendiglernen gewiß zu würdigen verstehen.“

C. Geres.

Selbstverleugnung.

Ein Geiziger sah einst mehrere Bekannte auf sein Haus zukommen. Als bald befahl er seiner Magd, den Herrn zu sagen, er sei nicht zu Hause. Einer der Bekannten aber war ein Schalk, und da er den Geizhals bemerkt hatte, schrieb er an die Hausthüre:

„Hier ist des frömmsten Mannes Haus,
Er übt die Selbstverleugnung aus!“



Es ging nicht.

Humoreske von Hermann Robolsky.



„aß Dir doch nicht solche entsetzliche Bären aufbinden!“ fuhr der alte Forstwart Aspenstedt seinen Lehrling an, der soeben aus einem Kreise lustiger Weidmänner vom Dorfwirtshause „zum Hirschen“ heimgekehrt war. „Wer

erzählte denn die Geschichte von dem vergessenen Bliß?“

„Der Rechnungsführer aus Oberholz!“ entgegnete der Bursch. „Der alte Herr machte doch den Eindruck eines glaubwürdigen Mannes!“

„Ist er auch sonst!“ polterte Aspenstedt, „aber er steckt voll bösen Jägerlateins, und wehe dem, der seinen Geschichten ein geneigtes Ohr schenkt, denn den lügt er an bis zum Schwarzwerden.“

„Die andern Herren schienen dem Manne aber alle zu glauben!“ verteidigte sich der angehende Jäger.

„Unsinn!“ platzte der alte Grünrock heraus. „Sie wissen es durchweg, daß Du ein einfältiger Patron bist, dem man die größten Dummheiten aufbinden kann. Und damit Du das verdrehte Zeug weitertragen sollst, stellen sie sich gläubig.“

Hans Binsengrün, ein naher Verwandter des Forstwarts, gehörte zu den jungen Leuten, die man gewöhnlich als „verkehrt erzogene Mutterföhnchen“ bezeichnet. Der junge Mann erfreute sich ja eines kräftigen Körpers, aber vom Leben der Menschen und ihrem Thun hatte er keine Ahnung. Ängstlich hielten Vater und Mutter den heranwachsenden Knaben vom näheren Umgang mit seinen Altersgenossen fern. „Der Junge soll nicht unter

ungezogenen Buben aufwachsen und verrohen!“ meinten die kurzichtigen Eltern.

Herr Binsengrün senior begleitete das Amt eines Straßenwärters und war deshalb nur wenig zu Hause. Die Familie wohnte am Ausgang eines kleinen Dorfes, das an Einförmigkeit und Stille nichts zu wünschen übrig ließ. So kam es denn, daß Hans, nachdem er herangewachsen, jeder Selbständigkeit entbehrte und als der unbeholfenste Mensch galt. — Da raffte die böse Cholera seine beiden Eltern in kurzer Zeit dahin, und nun wurde der Verwaiste vom Onkel in der Krähenhorst mitleidig ins Haus genommen und später als Lehrling eingestellt.

Für einen Schlaupfopf konnte Hans also gerade nicht gelten, doch war er gutherzig und harmlos. Oft pflegte sein Ziehvater den kameradschaftlichen Spaßmachern entgegenzuhalten: „Laßt den Jungen nur in Ruh! Später beim Militär wird man ihn schon zurechtstutzen. Alles Ding will Weile haben, und so auch die Forstmannslaufbahn!“

Die Geschichte, welche im „Hirschen“ zum besten gegeben worden war, gehörte zu den lustigsten Schnurren, wie sie nur in Jägerkreisen zu Hause sind. Noch am Abend seiner Heimkehr hatte Hans unaufgefordert und mit wichtiger Miene erzählt:

„Onkel, der Herr Kindemann erlebte, wie er noch im Forstdienst stand, eine sonderbare Begebenheit mit einem vergessenen Blik.“

„Vergessenen Blik?“ wiederholte der Graukopf. „Junge, sie haben Dir wieder eine Räubergeschichte aufgehockt. Höre doch auf solchen Unsinn nicht!“

„O, die Mitteilungen des Herrn Mendanten klingen ganz glaubwürdig!“ versicherte der arglose Jüngling. „Ich will Dir mal kurz den Vorfall erzählen; er soll freilich schon etwas lange her sein. Als Herr Kindemann also noch Revierjäger im Planzenbusch war, entlud sich an einem Juni-Nachmittag ein furchtbares Gewitter über dem Wald. Einer der letzten Blikstrahlen schlug zum Entsetzen der Einwohner prasselnd und knatternd in das Försterhaus. Das elektrische Feuer nahm seinen Weg durch das Dach, von dort in die Schreibstube und fuhr dann in einen unbenutzten alten Kleiderkasten. Kindemann besaß noch Geistesgegenwart genug, die Thüre des hundertjährigen Möbels zuzuschlagen. Das Unwetter verzog sich, und bald schien die abendliche Sonne noch einmal über dem regenfrischen Wald. Der Weidmann ergriff die Flinte und ging hinaus zu einem Spätkontrollgang. An den Blik dachte er gar nicht mehr. Später, als die Sache überhaupt in Vergessenheit geraten war, wurde der Schrank auf den Boden gebracht, und dort stand er unbeachtet mehrere Jahre.“

„Da traf es sich, daß eine neue Magd in das Forsthaus kam, die weder Koffer noch sonst ein Stück Möbel ihr eigen nannte. Dieser schien der Schrank für ihre Kleider gerade recht, und der Hausherr gab auf ihre Bitte die Erlaubnis zur Benutzung jenes Gerätes. Als aber die Ahnungslose die Schrankthüre öffnete, fuhr der eingesperrte Blik unter furchtbarem Geprassel aus seinem Gefängnis und erschlug das arme Mädchen, das lautlos niederstürzte und kein Lebenszeichen mehr von sich gab.“

„Mich wundert bloß,“ versetzte der Forstwart nicht ohne Spott, „daß man nicht auch den Donner von jenem Gewitter aufgehoben hat, um ihn gelegentlich zum Verstärken des Gelächters zu verwenden.“

Ohne auch nur eine Miene zu verziehen, sah Hans dem wohlwollenden Pflegevater in das Antlitz. „Warum soll die Sache nicht passiert sein?“ meinte er treuherzig.

„Ich werde Dir nächstens das Buch über die Münchhausenschen Jagdabenteuer zum Geschenk machen!“ lachte der Alte. „Der Baron log noch unverschämter als Dein Blik-Mann.“

„Ich denke, alles, was gedruckt wurde, ist auch wahr!“ entgegnete der Bursche verständig.

„Zawohl! Man muß eben die Erlebnisse Münchhausens lesen, um deine Behauptung begreifen zu können!“ fiel der Förster lustig ein. „Der tolle Jägersmann hat sogar mal eine Reise nach dem Monde fertig gebracht. Das machte er so: Er pflanzte eine sogenannte türkische Bohne und half der trefflich sich entwickelnden Pflanze mit Guano und andern starken Düngmitteln nach. Darauf wuchs die Bohne derart in die Höh, daß ihre Ranken bis an den Mond reichten und sich oben anklammerten. Dies natürliche Seil hat Münchhausen erklettert und ist richtig an Ort und Stelle angelangt!“

„Eine solche Lüge kann natürlich eine blinde Frau mit dem Stocke fühlen,“ entgegnete der Bursch jetzt unverhohlen.

„I, sieh' mal!“ verzog der Graubart das Gesicht. „Die Geschichte ist doch gedruckt, also müßte sie auch wahr sein!“

Hans ließ sich in diesem Falle durchaus nicht behörden. Es waren allerdings tolle Dinge, die er schon in seiner Einfalt verübt hatte. So hatte ihm der Onkel zum Geburtstag 2 Kaiser-Friedrichmünzen, bestehend aus einem Fünf- und einem Zweimarkstück, mit der Mahnung geschenkt, dieselben zum Andenken an eine traurige Zeit zu behalten. Lange ging der kluge Nefze zu Räte, wie er das schöne Geld am besten aufbewahre. Schließlich glaubte er, die richtigste Weise gefunden zu haben.

Er wanderte eines
gab seinen Schatz
ein Buch auf seine
dem Onkel seinen
dieser die Hände
Burschen aber ich
später nicht wie
werde.

Bald wurden
sprichwörtlich.
„Hüte behalten!“
Male erklär; „de
Deine Dummheiten
„Sie müssen ih
riet der benachbar
lege vom Hasen
gelegentlich einer
jagd. „Draußen m
sie den Unerfah
schon geschick!“

Das wollte
Kippenbedt nan
thun. Im nahen
den wurde die kom
Woche großer Jah
abgehalten; den
Hans besuchten,
sollte auch in die
buden gehen, we
diesmal verschied
getündigt hatten.

„Namentlich
Du nicht veräum
wilden Tiere
ben!“ belehrte d
ster seinen
„Höft Du denn
nen Leben ich
einen Elefantem
Hans schüttel
in einer Natur
wichtig. „De
„Versäume a
Augenheilm zu
„Ein Forstmann
Als der Tag
war, gab Herr
mit dem Vener
recht gut unter
darauf an, wer
Hans zog sei
gegen Mittag

Er wanderte eines Tages nach der Stadt und übergab seinen Schatz der dortigen Sparkasse, die ihm ein Buch auf seine Einzahlung verabsolgte. Als er dem Onkel seinen schlaun Einfall erzählte, schlug dieser die Hände über dem Kopfe zusammen. Dem Burschen aber schien es unerklärlich, daß man ihm später nicht wieder dieselben Geldstücke verabsolgen werde.

Bald wurden Hansens Streiche in Jägerkreisen sprichwörtlich. „Ich kann Dich fast nicht mehr im Hause behalten!“ hatte der Forstmann schon einige Male erklärt; „denn Du blamierst auch mich durch Deine Dummheiten.“

„Sie müssen ihn mehr unter Menschen schicken!“ riet der benachbarte Kollege vom Hasenwinkel gelegentlich einer Treibjagd. „Draußen machen sie den Unerfahrenen schon geschick!“

Das wollte Herr Aspenstedt nun auch thun. Im nahen Städtchen wurde die kommende Woche großer Jahrmartt abgehalten; den sollte Hans besuchen, und er sollte auch in die Schaubuden gehen, deren sich diesmal verschiedene angekündigt hatten.

„Namentlich wirst Du nicht versäumen, die wilden Tiere anzusehen!“ belehrte der Förster seinen Bögling. „Hast Du denn in deinem Leben schon mal einen Elefanten gesehen?“

Hans schüttelte den Kopf. „Unser Lehrer erzählte in einer Naturgeschichtsstunde davon,“ sagte er wichtig. „Das muß ein nordisches Untier sein.“

„Versäume auch nicht, die Wölfe und Bären in Augenschein zu nehmen!“ fügte der Graubart hinzu. „Ein Forstmann muß alle diese Tiere kennen.“

Als der Tag des großen Jahrmarttes gekommen war, gab Herr Aspenstedt seinem Neffen drei Mark mit dem Bemerkten, nun soll er in der Stadt sich recht gut unterhalten, es komme heute gar nicht darauf an, wenn er auch erst am Abend zurückkehre.

Hans zog seine besten Kleider an und machte sich gegen Mittag erwartungsvoll auf den Weg. Der

Onkel hatte ihm etwas Vorsicht gegen fremde Leute anempfohlen. Der Bursch vergaß den guten Rat nicht, denn als ihn ein gerade die Straße daher kommender Bauersmann zum Mitfahren einlud, schlug er das Anerbieten rundweg ab.

„Dem stecken meine drei Mark in der Nase!“ brummte der Wanderer vor sich hin. „So leicht lassen wir uns aber nicht bethören!“

Auf dem Marktplatze wogten unzählige Menschen zwischen den Budenreihen hin und her. Hans hatte so etwas in seinem Leben noch nicht gesehen. Geradezu betäubend wirkte der Lärm der Ausrufer, das Gedudel der Leierkästen, das Trompetengeschmetter einer Kunstreitergesellschaft und das Gesumme der vielen Leute auf ihn ein.

„Wollen Sie nicht mal schießen, Herr Oberförster?“ rief ein auffallend gekleidetes Mädchen aus einer mit kleinen Scheiben und allerlei Figuren ausgestatteten Bude dem Vorbeischleudenden zu.

Alle Wetter! „Oberförster?“ So hatte unser Hans noch kein Mensch genannt. „Ich bin noch Lehrling bei meinem Onkel,“ sagte er, vorsichtig näher tretend und etwas schüchtern die geschminkten Damen anschauend.

„Was nicht ist, kann noch werden, Herr Forstrat,“ erwiderte das Mädchen, dem Burschen eine

Büchse in die Hand drückend. „Brennen Sie mal dem Löwen-da eins auf!“ setzte sie scherzend hinzu.

Ein schlechter Schütze war Hans gerade nicht. Er legte an, zielte einen Augenblick und drückte ab. Dröhnend fing der Leu an zu brüllen.

„Herr Jesses! wie geht denn das zu?“ rief der erstaunte Jüngling Nase und Mund weit auf. „Ich denke, das Vieh ist tot!“

„O, Sie sind ja ein wahrer Tell!“ schmeichelte die Geschäftskundige. „Da müssen Sie doch gleich noch mal Ihre Fertigkeit zeigen. Nun versuchen Sie's, jenem Knaben den Apfel vom Kopf zu schießen!“

Vinsengrün, in dem so etwas wie Stolz wach wurde, ließ sich das nicht zweimal sagen. Er schoß,



„Dem stecken meine drei Mark in der Nase!“ brummte der Wanderer vor sich hin.

und gleich darauf fiel die Frucht in zwei Stücken zu Boden.

„Si, sieh' mal einer!“ lächelte die Budendame süß. „Nun probieren Sie es mal mit jener Kalkpfeife!“

In demselben Augenblick fing der Elefant in der nahen Menagerie furchtbar an zu trompeten. „Was ist denn da los?“ wandte sich der junge Grünrock um.

„Ach, das dumme Tier!“ entgegnete die Dame wegwerfend. „Sie haben doch gewiß schon einen Elefanten gesehen? — Da geht ja kein Mensch hinein!“

Hans antwortete nicht, sondern gab die Büchse zurück. Ohne sich weiter umzusehen, wollte er seiner Wege gehen.

„Sie haben noch nicht bezahlt!“ rief ihm die rotwangige Jungfrau nach.

„Na, kostet denn das noch Geld?“ hielt Vinsengrün seine Schritte an. „Das wäre ja neue Mode, für Treffer Geld zu geben!“

Jetzt zog die liebenswürdige Dame andere Saiten auf. Ohne vieles Besinnen kam sie aus der Bude hervor, eilte dem Schützen nach und bemächtigte sich blitzschnell seines Hütchens. „Ehe Sie nicht bezahlt haben, bekommen Sie Ihre Kopfbedeckung nicht zurück! Verstehen Sie mich, Sie Drückeberger?“ So donnerte sie den Jüngling an.

Der verblüffte Bursche hatte es kaum für möglich gehalten, daß sich ein so freundliches, immer süß lächelndes Mädchen in Handumdrehen in einen wahrhaften Teufel umwandeln konnte. „Wie viel macht's denn?“ fragte er erschreckt.

„Der Schuß einen Groschen, — also zwanzig Pfennig!“ erscholl die kurze Antwort.

Hans gab das Verlangte, entriß der Bösen den Hut und verließ großdenk den Ort, wo man sich sogar das harmlose Schießen bezahlen ließ.

„Die soll mir nochmals kommen!“ knurrte der Schütz. „Was sollte daraus werden, wenn jeder Forstmann auch noch seine Schüsse bezahlen müßte?“

Schnurstracks wanderte Vinsengrün auf die Menagerie los. Das war so etwas für ihn. Schon die Bilder am Eingang sprachen den Neugierigen mächtig an. Das eine Gemälde stellte eine Scene dar, die — wie der Ausrufer erklärte — „vorige Woche erst in Indien passiert ist.“ Ein riesiger Tiger mit fürchterlichem Gebiß schleppte in gewaltigen Sprüngen einen rot uniformierten Soldaten davon.

„Es ist das ein Engländer, der mitten in der Stadt Delhi auf Posten stand und von dem Raubtier am hellen Tage geholt wurde!“ erklärte der hanswurfartig aufgepußte Lärmmacher. „In Indien sitzen die Tiger auf den Bäumen wie bei uns die Spazzen,“ fügte er hinzu.

„Was ist denn das für ein Geschöpf?“ fragte Hans den Ausrufer, mit der Hand auf ein zweites Bild weisend.

„Eine Seejungfer!“ erklärte der Nimmerstille. „Diese seltsamen Geschöpfe sind halb Mensch, halb Fisch! — Wollen Sie hineingehen?“ nickte er dem Grünrock fragend zu.

„Was kostet's denn?“ holte dieser bedächtig seinen Geldbeutel hervor.

„Nur fünfzehn Pfennig!“

Hans zahlte und schob seine breite Figur durch den Eingang. In Gedanken schon zwischen den wilden Bestien, hatte er nicht darauf gesehen, daß ein paar Stufen in den Zuschauerraum hinunter führten, und so stolperte denn der Unvorsichtige plötzlich gerade unter die Leute hinein.

Einige Herren, denen Vinsengrün in den Rücken gefahren war, fingen an zu schelten; doch das störte den Jüngling vom Walde nicht. „Wo frißt denn hier der Tiger den Engländer auf?“ fragte er, sich hastig umsehend.

„O,“ meinte ein Spatzvogel, „der Tierbändiger läßt sich erst wieder ein Duzend aus London kommen. Den letzten hat die Bestie gestern verpeist.“

Ein Königstiger befand sich überhaupt nicht in der Bude. Statt seiner hockte nur ein kleiner, traurig dreinschauender Panther in einem Käfig.

Hans erkundigte sich nun bei einem Wärter nach der draußen abgebildeten „Seejungfer.“ Ganz fremd war ihm der Name nicht; doch wollte er nun auch das wunderbare Geschöpf in Wirklichkeit sehen.

„Ist leider auf unserer Reise von Paris nach St. Petersburg gestorben!“ versetzte der Diener achselzuckend. „Wir sind nämlich nur durchreisend hier, da wir sonst kleine Städte gar nicht berühren.“

„Also auch nicht!“ brummte der Bursch unzufrieden. Zu seinem großen Mißfallen sah er sich betreffs der wilden Tiere im höchsten Grade enttäuscht, denn außer jenem Panther waren nur noch ein paar Füchse, etliche Affen und einige halbtote Schlangen zur Schau gestellt.

Doch halt! Dort in einem etwas dunklen Verschlag der Bude stand ein gewiß zehn Fuß hohes Ungeheuer, das sich ganz in den Hintergrund seines Kerkers zurückgezogen hatte. Eilig wandte Hans seine Schritte dem Riesengeschöpfe zu. „Was ist das für ein Vieh?“ fragte er einen am baumfesten Gitter stehenden Studenten.

Dieser sah den Grünrock lächelnd an und versetzte schelmisch: „Nun, eine Nachtigall ist es nicht, oder kennen Sie keinen Elefanten?“

„Doch!“ schmunzelte B
bei Tier sofort an dem
Kopfmals schaute der
mann lächelnd an. „Am
büßig, ja, sehen Sie nu
lager mit dem Schwanz
eine ganz eigene Art
nur in Sumatra vor!
sind sah es mit Staun
Tier den „Schweif“ zu
hätte der Elefant eine B
ist und traut den Inhalt
in einem Jage aus.

„Wenn ich das meinem
Cafel erzählte, der glaubt
mir nicht!“ schüttelte der
Witz den Kopf. „Ein
Witz vermag ja die
Kame nicht besser zu ge
brauchen wie dies Niesen
der seinen Schweiß!“
„Sehen Sie,“ versetzte
der Student mit schelm
der ersten Niene, „i
der Stadt giebt es Dinge
von denen Sie im tiefe
Worte keine Ahnung ha
ben.“

Nachdem der Spatz
gel dem harmlosen Grün
und noch einige Wunde
schickten von der Kin
heit der Elefanten erzä
schickte die neuen Freunde
sanz ging in eine
Belastungentwurfel fe
heit. Späher trat er

„Nun, Herr Fr
schwarzbärtiger Mann
len Sie nicht auch ei
wapel machen? Es
Vinsengrün sah de
spielende Scene. W
sich im Schweiß ihre
ins Wollen zu bring
für diese schreckliche
hallmischerartig gekl
Was man beton
weil er glaubte, der
Gurichtung lustig m
gängen pro Reize z
das ja teuer ist,

„Doch!“ schmunzelte Binsengrün. „Man erkennt das Tier sofort an dem langen, dicken Schweif!“

Nochmals schaute der Musensohn seinen Nebenmann lächelnd an. „Am Schweif,“ wiederholte er lustig, „ja, sehen Sie nur: der Dickhäuter vermag sogar mit dem Schwanz zuzugreifen. Es ist das eine ganz eigene Art von Elefanten. Sie kommt nur in Sumatra vor!“

Hans sah es mit Staunen, wie gewandt das riesige Tier den „Schweif“ zu gebrauchen verstand. Jetzt hatte der Elefant eine Bierflasche ergriffen, öffnete sie und trank den Inhalt in einem Zuge aus.

„Wenn ich das meinem Onkel erzähle, der glaubt mir nicht!“ schüttelte der Bursch den Kopf. „Ein Mensch vermag ja die Arme nicht besser zu gebrauchen wie dies Riesentier seinen Schweif!“

„Sehen Sie,“ versetzte der Stubiosus mit scheinbar ernster Miene, „in der Stadt giebt es Dinge, von denen Sie im tiefen Walde keine Ahnung haben.“

Nachdem der Spaßvogel dem harmlosen Grünrock noch einige Wundergeschichten von der Klugheit der Elefanten erzählt hatte, trennten sich die neuen Freunde.

Hans ging in eine andere Budenreihe. Ein Velocipedkarussell fesselte seine Aufmerksamkeit. Spähend trat er in den zeltartigen Raum.

„Nun, Herr Forstmeister,“ redete ein schnauzbärtiger Mann den Jüngling an, „wollen Sie nicht auch eine Reise nach Konstantinopel machen? Es geht sogleich wieder los!“

Binsengrün sah verblüfft auf die sich vor ihm abspielende Scene. Männlein und Weiblein quälten sich im Schweiß ihres Angesichtes ab, die Fahrräder ins Rollen zu bringen. „Was bekommt man denn für diese schreckliche Trampelei?“ fragte er den stallmeisterartig gekleideten Geschäftsleiter.

„Was man bekommt?“ antwortete dieser stuzig, weil er glaubte, der Forstmann wolle sich über die Einrichtung lustig machen. „Man zahlt für das Vergnügen pro Reise zehn Pfennig, und wenn Ihnen das zu teuer ist, machen Sie gefälligst, daß Sie

hinauskommen, und halten Sie hier keine Maulaffen feil!“

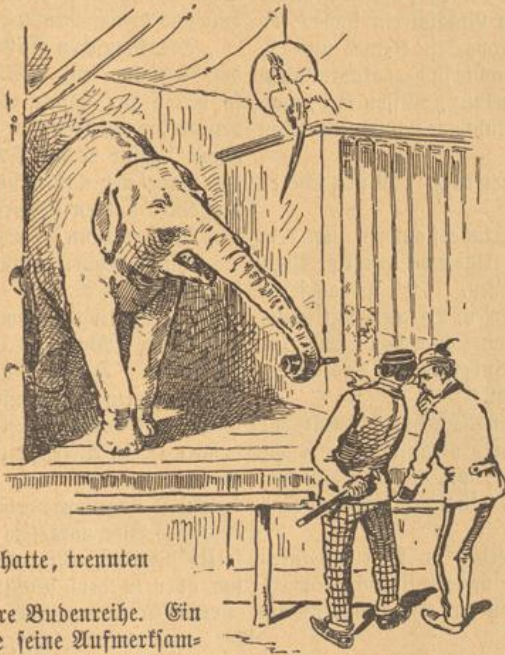
Dabei knallte der zornige Alte ein paarmal mit seiner langen Peitsche sehr verdächtig um die Ohren des jungen Menschen, so daß es dieser doch für geraten hielt, sich schleunigst auf und davon zu machen.

„Was das für Menschen sind!“ grollte er draußen. „Wenn einer von ihnen die Treterei für Geld thun sollte, würde er sich über die „Skavenarbeit“ bitter beklagen.“ —

„Anatomisches Museum!“ buchstabierte Hans an einer andern Schau-bude heraus. Auf den Außenbildern sah man aufgeschnittene Menschen, vollständige Gerippe, Totenköpfe und andere gruselige Dinge. „Das müssen Sie sich ansehen!“ sagte ein vornehm ausschauender Mann zu dem stillen Beobachter. „Es handelt sich hier um keinen Schwindel, und selbst der Laie ist in stande, sich über die Präparate zu unterrichten.“

Recht verstanden hatte der Sohn des Waldes den freundlichen Herrn nicht, doch kletterte er bedächtig die drei oder vier Stufen zu dem Vorplabe hinauf und näherte sich dem Eingang. Diesmal mußte Binsengrün fünfzig Pfennig bezahlen, einen Preis, der ihm unerhört erschien. Doch legte er schweigend das Geld auf den Tisch, empfing eine Marke und ging in den Schauraum. Angenehm überrascht war der Bursch, als er zwischen den Besuchern jenen Studenten wieder sah, der ihm in der Menagerie so schönen Aufschluß gegeben hatte. Sofort näherte er sich dem fideles Musensohn und begann, denselben gleich nach diesem und jenem zu fragen.

„Hier bin ich zu Hause!“ sagte der Erzschelm lachend, „Sie müssen nämlich wissen, daß ich mich der Medizin widme, und da kann ich Ihnen natürlich erschöpfende Aufklärungen geben.“



Ja, sehen Sie nur: der Dickhäuter vermag sogar mit dem Schwanz zuzugreifen.

„Eigentlich ekeln mich die Sachen an!“ entgegnete Hans treuherzig. „Es riecht in der Bude schrecklich nach Leichen.“

„O, es ist keineswegs alles Fleisch, was Sie hier sehen!“ erklärte der Student. „Die meisten Präparate wurden aus Wachs hergestellt.“

„Aus Wachs?“ wiederholte Vinzengrün. „Dann ist wohl gar die Flüssigkeit in jenen Gläsern Honig?“

„Sie folgern ziemlich richtig!“ versetzte der angehende Doktor heiter. „Die Feuchtigkeit ist aber diesmal Spiritus. Freilich duftet auch dieser etwas unangenehm.“ — Als die beiden jungen Männer nun aber an einen großen Glasschrein kamen, in welchem zwei Menschengeriippe, ein kleines und ein größeres, sich befanden, erwachte in dem akademischen Bürger von neuem der Schelm. „Wissen Sie, was das für Skelette sind?“ wandte er sich seinem neuen Freunde zu.

„Nein!“ antwortete dieser kurz. „Wissen Sie es denn?“

„Allerdings! Beide Grippe stammen von dem Massenmörder Thomas,“ erklärte der künftige Arzt, ohne eine Miene zu verziehen. „Es ist das jener Verbrecher, der vor Jahren in Bremen mit seiner Höllenmahr so viel Unheil angerichtet hat. Das eine ist sein Skelett aus den Kinderjahren, das andere aus der reiferen Manneszeit.“

„Davon habe ich als Knabe gehört,“ nickte die liebe Einfalt. „Unser Lehrer erzählte damals die Geschichte. — Merkwürdig, wie man die Knochen so fein zu säubern versteht,“ fügte er kopfschüttelnd hinzu.

„Die toten Körper werden in Ameisenhaufen gegraben!“ behauptete der unverbesserliche Schalk. „Diese Tierchen präparieren das Knochengeriippe am gegensten.“

Hans war ganz Ohr.

Jetzt näherten sich die Jünglinge einem etwas erhöht stehenden Tische, auf welchem ein Mann saß, dem beide Arme fehlten. Der Verstümmelte zeigte aber eine bewundernswerte Fertigkeit im Gebrauch seiner Füße. Er schrieb mit den Zehen, nähte und spielte sogar eine leichte Volksmelodie auf einem niedrigen vor ihm stehenden Klavier.

Der junge Forstbesessene vermochte sein Erstaunen nicht zu bemeistern. Ein über das andere Mal rief er: „Nein, so etwas!“ Dann wandte er sich wieder an seinen Begleiter mit der Frage: „Der Mann trägt ja Uniform; der ist doch unmöglich Soldat gewesen?“

„Erst recht!“ klang die burschikose Antwort. „John Tippelt hat den amerikanischen Bürgerkrieg

mitgemacht. In einer der letzten Schlachten verlor er den rechten Arm.“

„Und den linken?“

„Ja, was sollte er nun mit dem einen?“ zuckte der Student die Achsel. „War er beide Arme los, konnte er sich im Gebrauch der Füße ausbilden und dann für Geld sehen lassen. Was that der Mann also? Er nahm ein Schwert und hieb sich den linken Arm auch noch ab.“

„Wie unklug!“ schlug Hans die Hände zusammen, ohne die Unmöglichkeit der soeben gehörten Behauptung zu merken. „Jetzt ist doch sein Zustand vollends bejammernswert!“

„Des Menschen Wille ist sein Himmelreich!“ fiel der Mediziner ein. „Sie sehen ja, der Mann blüht so heiter von seinem Sitze herab, als ob er nicht den geringsten Kummer habe. — Nun kommen Sie aber!“ faßte er den Freund unter den Arm, „in der Bude nebenan läßt sich eine Dame sehen, die nur einen halben Körper besitzt!“

„Welchen denn?“ zögerte Hans einen Augenblick.

„Nun, den obern natürlich!“ sprudelte der Musikant hervor.

Die Jünglinge nahmen auch dies sehr natürlich hergestellte „Wunder“ in Augenschein und trennten sich dann. Der Student traf Freunde auf dem Markt, denen er sich anschloß, während der Jägerbursch fast betäubt von all den ungewohnten Eindringen in ein Wirtschaftszelt trat, um sich ein wenig zu stärken.

Der Kellner hatte dem neuen Gaste ohne weiteres ein Glas Bier vorgefetzt und reichte ihm nun dienstfertig die reichhaltige Speisefarte. Hans vermochte sich aber in dem flüchtig geschriebenen Zettel nicht zurecht zu finden. Er zeigte mit dem Finger auf die erste beste Zeile, die unter der Abteilung „Salate“ stand, und sagte kurz:

„Hiervon eine Portion!“

„Belieben Sie weiter nichts?“ blieb der Kellner zweifelnd stehen.

„Etwas Brot, — etwas viel Brot!“ erwiderte der Grünrock und that einen guten Zug.

Kopfschüttelnd ging der Kellner davon. Nach einigen Minuten setzte er dem seltsamen Gaste eine Schüssel voll grünen Salates und ein derbes Stück Brot vor.

Nicht ohne Bewunderung sah der Hungerige auf das ungewöhnliche Gericht; doch schwieg er wohlweislich, weil er die grünen Blätter ja selber verlangt hatte. Ohne langes Bestimmen machte sich der Bursch an seine Mahlzeit und verzehrte Brot und Salat. Den letzteren mit Essig und Öl zu mengen,

hatte er nicht gewagt. Als er aber das letzte Blatt hinuntergewürgt, konnte er doch den leisen Ausruf: „Ziegenfutter!“ nicht zurückhalten.

Viel besser schmeckte dem jungen Menschen das gute bayrische Bier. Zwei große Schoppen trank er davon. Er hätte wohl noch einen dritten getrunken, hätten nicht allmählich entsetzliche Leibschmerzen sich bei ihm eingestellt. Der grüne Salat und das Bier vertrugen sich nicht miteinander. Hans fing an, Gesichter zu schneiden, und stöhnte von Zeit zu Zeit ganz laut.

„Ist Ihnen nicht wohl?“ fragte der Kellner den leidenden Gast. „Ich will Ihnen einen recht kräftigen Magenbitter holen!“

„Ja, ja,“ winselte der Gefragte; „aber schnell!“

Ohne die braune Flüssigkeit vorher zu kosten, goß sie der Leidende hinunter. Der böse Trank machte jedoch das Übel noch schlimmer.

„Nehmen Sie noch einen!“ riet der Aufwärter.

Vinsengrün schüttelte den Kopf und verließ mehr tot wie lebendig das Zelt, den Jahrmarkt und die Stadt.

„In meinem Leben esse ich in einer solchen Bude nicht wieder!“ stöhnte der von Schmerzen Gepeinigte, als er nach mühseliger Wanderung zu Hause ankam. Mitteilig kochte ihm die Frau Tante sofort einen starken Fliederthee, wovon er zwei tüchtige Tassen voll genoß, und worauf er still zu Bette ging.

Der Förster sprach am andern Morgen schon davon, einen Arzt heraus kommen zu lassen, als Hans unerwartet frisch und gesund ins Zimmer trat. Voll Begeisterung erzählte er nun dem Onkel von den Wunderdingen, die er alle auf dem Jahrmarte gesehen. Bei der Mitteilung über das Doppelgerippe brach der alte Weidmann in ein lautes Gelächter aus. „Aber, Onkel, was ich doch selber gesehen hab’,“ entgegnete der Bursch, „das lasse ich mir von niemanden ausreden!“

„Ich glaube, Dir könnte man aufbinden, daß in Afrika schwarzer Schnee fällt,“ versetzte der Weidmann launig. „Thu’ mir nur den Gefallen und erzähle Deine Erlebnisse nicht weiter, sonst ist des Spottes in Jägerkreisen wieder kein Ende!“

Etwas verschmupft brach Hans seine Schilderung ab, weil der Onkel schließlich die Worte hinwarf: „Nun höre aber mit Deinen Dummheiten auf; ich habe sie satt!“ — Dagegen erstattete der Marktbesucher am Nachmittage seiner Tante ganz ausführlich Bericht. — — —

Monate verstrichen. Es nahte die Zeit der Holzverkäufe. Das Bau- und das Brennmaterial wurden, behördlicher Anweisung gemäß, sofort bezahlt. Vinsengrün lag es ob, die Gelder an Ort und Stelle in Empfang zu nehmen, während sein Vorgefester das Protokoll führte.

„Es sollen,“ sprach der Förster vor Beginn der ersten Versteigerung, „falsche Thaler im Umlauf sein. Paß’ ja auf, Hans, daß man Dir nicht derlei schlechtes Geld in die Hand spielt. Die Forstbehörde hat mir die Aufforderung zugehen lassen, solche falschen Münzen sofort anzuhalten, sie an die königliche Staatsanwaltschaft einzusenden und, wenn irgend möglich, den Ausgeber namhaft zu machen.“

Der junge Bursch versprach, bei der Empfangnahme der Gelder die größte Aufmerksamkeit zu beobachten. Er schaute denn auch jeden eingehenden Thaler sorgfältig von beiden Seiten an. Als aber das Geld nach Beendigung der Steigerung durchgezählt wurde, fand der Förster fünf falsche Thalerstücke dazwischen.

Der arme Hans bekam nun gehörig den Koft heruntergemacht, und auch die Tante machte ein böses Gesicht. „Du eignest Dich so wenig zum Förster wie ein Spatz zum Singvogel!“ erklärte zuletzt der aufgebrauchte Beamte. „Bei der nächsten Dummheit, die Du begehst, schicke ich Dich nach Deinem Dorfe zurück. Da kannst Du meinetwegen die Schafe hüten!“



Ohne langes Besinnen machte sich der Bursche an seine Mahlzeit und verzehrte Brot und Salat.

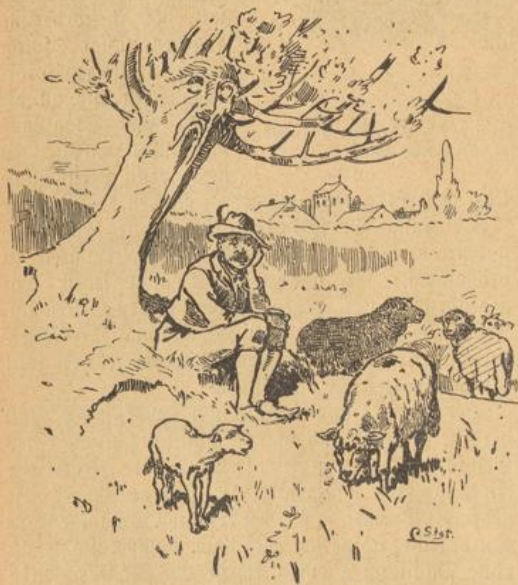
Hans drehte statt aller Antwort das falsche Geld in der Hand herum. Er konnte es selber nicht begreifen, daß man ihn doch hinter's Licht geführt hatte.

Alles Ding währt seine Zeit, auch der Zorn eines sonst gutherzigen Onkels. Zwei Tage später händigte er Binsengrün ein Schreiben an die Staatsanwaltschaft mit dem Bedeuten ein, daselbe persönlich nach dem nahen Städtchen auf die Post zu tragen. „Gleichzeitig“ fuhr der Onkel fort, „packst Du die falschen Thaler ein und schickst sie an dieselbe Adresse. Vielleicht brauche ich den Schaden nicht zu ersetzen, denn ich habe es ohne Rückhalt berichtet, was Du für ein Schlauberger bist. — Hast Du mich nun verstanden?“ schloß er seine Rede.

„Vollkommen!“ nickte der unverwüsthche Hans. „Ich werde die Sache ganz nach Vorschrift besorgen!“

Am Nachmittage machte sich der Jägerbursch auf den Weg nach der Stadt. Das Wetter war schön, und die Vögelin sangen lustig im Walde. Hans pfiff ein Liedlein dazu. „Der gute Onkel ist doch ein wenig umständlich!“ blieb er plötzlich einen Augenblick auf dem schattigen Pfade stehen. „Ich soll die fünf Thaler einpacken und wegschicken? Wozu hat man denn die Postanweisungen? Durch sie geht es doch viel einfacher!“ —

Im Städtchen angelangt, richtete Binsengrün seine Schritte sofort nach der Postanstalt. Er hatte auch einiges für die Tante zu besorgen, doch der Auftrag



seines Onkels schien ihm am wichtigsten. Ohne weiter nachzudenken, ließ er sich eine Postanweisung geben, überschrieb dieselbe und zahlte die fünf falschen Geldstücke ein. Der Postbeamte nahm die ungültigen Thaler auch anstandslos in Empfang, da gar keine Bedenken vorlagen, sie erst zu prüfen. Hans war auf der Post zu sehr bekannt, und zudem lautete ja die Adresse auf die Staatsanwaltschaft.

Am andern Tage wurden dem Vertreter des Staates durch den Postboten fünf richtige Thaler ausgezahlt. Der Beamte aber glaubte seinen Augen nicht trauen zu dürfen, als er gleichzeitig die Eingabe des Försters durchlas. Sofort ward der Telegraph in Thätigkeit gesetzt, und ein Expresbote brachte dem alten Weidmann eine ganz energische Depesche.

Zuerst verstand der im Dienst ergraute Förster die schroffen Worte des Staatsanwaltes nicht. Hans wurde gerufen und mußte Auskunft geben, die er auch in der harmlosesten Weise der Welt erteilte.

Da fuhr plötzlich des ergriminten Försters Hand durch die Luft, und gleich darauf flog seines Neffen Mühe auf den Boden. Außer sich vor Aufregung eilte jetzt der bejahrte Mann selber nach dem städtischen Postbureau, um die eingezahlten falschen Thalerstücke zurückzufordern. Er kam zu spät. Die Münzen waren in der Zwischenzeit verausgabt worden und trotz aller Nachforschungen nicht wieder herbeizuschaffen.

Nun gab's für den gewissenhaften Weidmann erst noch eine unerquickliche Verhandlung mit der Forstbehörde, die schließlich in einer ziemlich „Nase“ ihr Ende fand.

Hans Binsengrün aber wurde von seinem Onkel nach dem Dorfe zurückgeschickt, wo sich der Ortsvorsteher seiner annahm. Schon acht Tage später hütete der Bursch auch wirklich die Schafe. Fragte ihn jemand, weshalb er denn nicht beim Forstfach geblieben sei, so pflegte er ohne jede Erregung zu antworten: „Es ging nicht!“

Ein schwäbischer Soldat hat Küchendienst und ist beschäftigt, sein Leibgericht, saure Spätzle, zu bereiten. Da tritt der General in die Küche, den der eifrige Koch nicht bemerkt. Der Offizier klopft dem Soldaten auf die Schulter und fragt: „Was machst du denn da, mein Sohn?“ Verblüfft auffahrend, antwortet der Mann: „Zu Befehl, saure Generäl, Herr Spätzle!“



Da brachte er der
Der gute Sokrates
Ein lss Weib schin
Denn immer recht



Wird schalt sie wo
Mit Donner und
Der Sokrates, b
Hüweg vor ihre



Kantippe aber
Den Wasserflü

Sokrates und Xantippe.

Daß Sokrates ein Weiser war,
Ist männiglich bekannt;
Daß seine Frau Xantippe
hieß,
Weiß man auch hierzuland.

Xantippe war ein böses Stück,
Das sagt das Sprichwort an;
Es war ihr liebster Zeitver-
treib,
Zu schelten ihren Mann.

Da brauchte er der Weisheit sehr,
Der gute Sokrates;
Ein böß Weib schweigt ja niemals still,
Denn immer recht hat es.



Einst schalt sie wieder ihren Mann
Mit Donner und mit Blitz;
Der Sokrates, der drückte sich
Hinweg vor ihrer Hitz.



Xantippe aber nahm gar schnell
Den Wasserkübel her

Und schütter' ihn auf ihren Mann,
Da ward er naß gar sehr.



Der Weise jedoch lachte laut
Und sprach zum Weib zurück:
"Ein Donnerwetter Regen bringt,
Das ist einmal Geschick."

Dies Wort kühl' ihren Eifer ab,
Sie war nun plötzlich still,
Und künftig nahm sie sich inacht
Und schalt nie mehr soviel.



Und wem ein böses Weib beschert
Mit einer Zunge spiz,
Der tröstete sich wie Sokrates
Und sieg' durch seinen Witz!

H.



„Frau Schiffwirtin, jest geht's an ihr Alter!“ sagte am bekannten Tisch zu Seeberg im Schiffwirthshause der Wanderer.

„Sechsenddreißig schäs' ich! rief der Herr Nat.

„Bierzig mindestens!“ meinte der dick' Peter.

Langt nicht! dachte der Unterlehrer. Er rechnete es nach dem Alter der Tochter, die schon vor drei Jahren aus der Selecta der Konstanzer Töchterschule entlassen worden war.

„Si, ei! Was sich die Herren den Kopf zerbrechen,“ sagte der Wanderer. „Ums Alter der Erde handelt es sich und nicht um das der Schiffwirtin.“

„Das ist was anderes,“ meinte der Polizeimeier. „Da könnt Ihr noch einige Nullen an die Schiffwirtin hängen.“

„Mindestens hundert!“ rief der Schiffwirt.

„Halt! Halt! Nur bescheiden!“ berichtigte der Herr Lehrer. „Laßt den Wanderer einmal erzählen!“

Und der Wanderer begann folgendermaßen: „So wie Ihr die Erde jest seht, ist sie nicht immer gewesen. Es hat Zeiten gegeben, wo die Felchenfischer noch keine Forellen im See fingen und der Kirchesimme keine Lumpen einhandelte, da noch kein Seeberg war und keine Antsstadt, keine Eisenbahn und kein Bierkeller . . .“

„Und niemand Gemeinderat war,“ ergänzte der Schneidermeister.

„Da ist's auf der Erde heiß gewesen, da war sie eine mächtige Dunstugel, die, von der Sonne losgelöst, als selbständige Welt draußen in stillem Vergnügen sich um sich selbst herumdrehte. Das ist schon sehr lange her. Aber die Erde dachte daran, wie sie nun auf sich selbst angewiesen war, sich auch ordentlich einzurichten. Aber das ging langsam vonstatten.“

„Noch langsamer als die Gasbeleuchtung von Seeberg,“ meinte der lang' Joseph.

„Ihr dürft froh sein,“ erwiderte der Gemeinderat dem Joseph, „daß nicht überall in Seeberg hell beleuchtet ist; damit man Euch am Sonntag nachts nicht heimwandern sieht.“

Tausende und abertausende von Jahren,“ fuhr der Wanderer fort, „mußten einander ablösen, bis die Oberfläche der Erde wenigstens so erkaltet war, daß sich eine feste Kruste

darauf bilden konnte.“

„Gold und Silber — ach! lagerten sich in Californien ab,“ seufzte der Kirchesimme.

„Und Dorf bei uns,“ murmelte die alte Polzei.

Unbeirrt fuhr der Wanderer fort: „Denkt Euch, das glutflüssige Innere der Erde rumort und speltakelt, wallt und zischt und wirft aus der Tiefe herauf ganze Berge von Gestein. Wenn die Milch anfängt zu sieden, bildet sich eine Haut drauf, und die darunter liegende heiße Milch hebt die Haut wallend auf und läuft vor Schrecken über den Topf. Ebenso wurde das glutflüssige, breiartige Gestein der innern Erde gehoben und bildete hutförmige Bergtegel, wie der Hohentwiel einer ist. Auf eine andere Art haben sich die langgestreckten Gebirge gebildet, die man Kettengebirge nennt, wie die Alpen und die Anden in Amerika: Ein Apfel verliert, sobald man ihn auf den warmen Ofen legt, durch Verdampfen von seinem Saft, und die Schale schrumpft drüber zusammen und legt sich in Falten. So ging es der Erdkruste. Durch Erkalten wurde die Erdschale zu weit und legte sich in Runzeln und Falten wie die Apfelschale.“

„So ist es ein sicheres Zeichen, daß die Erde schon alt ist, sonst hätte sie keine so mannigfachen Runzeln, kreuz und quer,“ bemerkte der Grenzaufseher. „Wer es versteht, kann aus den Runzeln das Alter lesen.“

„Nicht braucht Ihr nicht anzuschauen,“ meinte die Wirtin.

„Beileibe nein!“ sagte der Grenzaufseher. „Davon ist keine Rede. Die Frauen sind immer jünger, als sie scheinen.“

„Und im Alter,“ sagte nachdenklich die alte Polizei, „legt sich die Kopfhaut in Falten und die Haar haben keinen Platz mehr drauf und fallen deshalb aus.“ Er fuhr sich bedächtig über sein kahles Haupt.

„Geschelte Leute verlieren bald ihre Haare,“ ergänzte der Rat und wiederholte die Bewegung der alten Polizei auf seinem kahlen Kopf.

„Nicht alle Gebirge,“ erzählte der Wanderer weiter, „haben sich aber aus heißer, breiartiger Masse durch revolutionäre Gewalt gebildet.“

Dem Hasenfranz leuchteten die Augen, er horchte mit Spannung.

„Wenn z. B. im Sommer ein gehöriges Wetter niedergeht, füllen sich die Straßengräben mit schmutzigem Wasser, das Sand, Lehm, Ackergrund mit sich führt. Und wenn der Straßer am andern Tag kommt, darf er den angeschwemmten Schutt wieder herauswerfen. So auch haben sich viele Erhöhungen durch Anschwemmung und Ablagerung von Sand, Kalkstein, Schiefer gebildet. Die Vorberge des Schwarzwaldes zeigen uns überall die terrassenförmige Ablagerung aus dem Rheinbett, das seinerzeit die Ebene zwischen den Vogesen und dem Schwarzwald ausfüllte.“

„Wie kommt's denn, Wanderer,“ fiel der Hasenfranz ein, „daß man manchmal hoch auf Bergen Meeruscheln im Gestein findet?“

„Wird damals Schnecken geschneit haben,“ meinte der Kircheshimme.

„Und Elefanten auf Sibirien,“ sagte lachend der Lehrer.

Alle lachten: „Elefantenregen und Schnecken-segen!“

„Das will ich Euch sagen, Hasenfranz. Eigentlich sollten die Gesteine schön geordnet nach dem Alter ihrer Ablagerung aufeinander liegen.“

„Aber ganze Gebirgsmassen wurden von unterirdischer Gewalt hoch hinaufgehoben und geschoben, so daß die Muscheln und Schnecken, die vergnügt in Sumpf und Teich badeten, verschüttet und von überlagertem Schlamm eingebettet, die Reise zum Berge unfreiwillig mitmachten. Solcherlei versteinerte Tiere findet man vielfältig. Die Gelehrten können

daran das Alter der Gesteine studieren. So hat die Natur ein Buch zum Lesen aufgeschlagen. Und wer es versteht, liest darin ebenso gut wie in der Bibel und im Kalender.“

„Wanderer,“ sagte der Kircheshimme, „auch Lots Weib ward versteinert, da es zurückblickte auf Sodom.“

„Allerdings,“ sagte der Wanderer, „aber dort hatte die Versteinering eine andere Ursache.“

„Welche denn?“ fragte hastig die Schiffwirtin.

„Die Naseweisheit!“ ergänzte die alte Polizei.

„Da hat es aber noch ganz anderes Zeug gegeben als Schnecken und Muscheln,“ wollte der Wanderer fortsetzen.

„Entschuldigt,“ sagte der Unterlehrer, „daß ich etwas erzähle. Ich habe vor 14 Tagen auf der Konferenz in Martdorf einen Vortrag gehalten.“

Alle waren damit einverstanden. Der Lehrer stand auf und sprach: „Ein wunderbarer Wald voll hoher, schlanker Bäume breitet sich weithin. Palmen überschatten den moosigen Grund. Rieselige Gräser und Schilfgewächse entsteigen dem sumpfigen Boden, Schachtelhalme von Zimmerhöhe, Bärlappe, Flechten und Moose gedeihen auf dem warm-feuchten Grund. Rieselige Farnkräuter, große fächerförmige Wedel breiten sich darüber. Dabei stehen die zarten Büschel der Liliengewächse—das Bild eines vorweltlichen Kohlenwaldes. Rasch

wie ihr Buchs war auch ihr Untergang. Vermobert, versauft, liefern sie den Nachkömmlingen einen herrlichen Boden zur Weiterentwicklung.“

„Braucht man nicht zu düngen.“ Der Herr Rat konnte es sich nicht versagen, hier diese Bemerkung einfließen zu lassen.

„Bald bildete sich eine mächtige Holzschicht. Das Meer lagerte seinen Schlamm darüber, durch Senkung und Rutschungen wurden die Pflanzen verschüttet und begraben. So entstanden unsere Kohlenlager aus dereinstigen großen Urwäldern. Durch den Druck der obern Schichten wurden die untern derart zusammengepreßt, daß sie auf ein kleines Häuflein zusammengingen. Aber das bedurfte sicherlich eine Zeit von einer Million Jahre.“

„Und wach' eine Tierwelt bewegte sich da im Sumpf, in Wasser und Wald! Unheimliche Gesellen und Gestalten schwirren, kriechen, klettern und



Dr. K. v. S.

schwimmen da um uns: die Riesentiere des Mylodon, Megatherion, Plesiosaurus, Ichthyosaurus, Teleosaurus, Megalosaurus . . .“

„Du — Welch saure Gesellschaft!“ sagte der dicke Peter, „die könnten wahrlich auch die Löcher im Strumpf zusammenziehen wie ehemals der Sipp-linger.“

„Riesenhirsche, Riesenelefanten trabten und trampelten am Walbrand, Krokodile, geflügelte Eidechsen, Haifische, Schildkröten machten Jagd aufeinander; der Belemnit, das Ammonshorn und die Polypen streckten ihre Fangarme aus, um im Wasser ihre Beute zu erfassen; dort kämpften die Fisch- und die Vogeleidechse um die Herrschaft. Noch findet man heute die Überreste des Mammuts, eines vorweltlichen Elefanten, mit Haut und Haar im Sibirischen Eise.“

„Hm, hm.“ Die Polizei schüttelte den Kopf. „Wird Eis und Schnee gefressen haben.“

„Bei Öhningen am Bodensee drüben hat ein schweizerischer Gelehrter, Scheuchzer mit Namen, ein drei Fuß langes Gerippe gefunden und es für einen vorjüngstlichen Menschen gehalten und vor 160 Jahren ein Buch darüber geschrieben. Für den armen Versfeinerten hat er folgende Verslein gedichtet:

Betrübtes Beingerüst von einem armen Sünder,
Erweiche, Stein, das Herz der neuen Bosheitskinder.

Aber es hat sich herausgestellt, daß der Fund kein Mensch war, sondern ein Riesensalamander.“

„Bravo! Bravo!“ Die Hände klatschten hastig zusammen. Wo kam das doch her? Im Nebenzimmer hörte des Schiffwirts Tochter dem Vortrag des Lehrers zu. Unwillkürlich mußte sie ihrer Freude Ausdruck geben, daß das Beingerüst des Scheuchzer keines Menschen, sondern eines Salamanders war.

Der Herr Lehrer war mit dieser Auszeichnung wohl zufrieden und setzte sich.

„Ihr habt eure Sache recht gut gemacht,“ sagte der Wanderer.

„Nur hat er vergessen, zu sagen, ob der Mensch damals auch Flügel gehabt wie die Eidechse,“ ergänzte der Kirchesimme.

„Redet nicht so gottvergessen,“ schalt die Schiffwirtin, „der Mensch ist ja zu allererst geschaffen worden!“

„Ganz recht,“ sagte der Wanderer, „aber damals war er schon erschaffen, was man aus verschiedenen Dingen, aus Überresten und Funden entnehmen kann.“

Alle waren sehr erstaunt.

„Allerdings,“ sagte der Wanderer, „aber der Mensch damaliger Zeit führte ein elendes Dasein

und war ein trauriges Ebenbild seines Schöpfers. Er war ein Höhlenbewohner, im steten Kampf mit den Unbilden der Natur und den wilden Bestien stählte er seine Kraft. Er stand auf einer tiefen Stufe der geistigen Entwicklung. Seine Werkzeuge waren aus Stein, wie wir sie heute noch finden aus der Zeit der Pfahlbauten am See. Erst viel später lernten die Menschen die Metalle zur Herstellung von Waffen und Geräten kennen. So stiegen sie von Stufe zu Stufe bis zur heutigen Höhe geistiger Entwicklung. Ist das nicht ein Triumph für das Menschengeschlecht, sich aus so elenden und niedern Verhältnissen herausgeschafft zu haben?“

„Hoch! die Menschheit soll leben!“ rief begeistert der Lehrer.

„Die ganze Menschheit, und ich auch!“ sagte der Kirchesimme.

„Allerdings,“ sagte der Wanderer. „Echte Nächstenliebe ist das höchste und vollkommenste Gut, das ein Mensch besitzt. Ein edles Herz adelt jedweden —“

„Und ein gutes Gewissen unterm Brusttuch,“ ergänzte der alte Polizei-Meier.

Hell klangen die Gläser.

„Wanderer,“ sagte nach einigem Besinnen der Herr Rat, „aber die Sintflut hat doch alles weggefegt und kaputt gemacht, und da mußte doch alles von vorn anfangen?“

„Um Gottes Willen, Herr Rat,“ rief die Schiffwirtin, „fragt nicht nach jener gottlosen Zeit!“

Da begann der Wanderer: „Die Zeit war damals nicht besser und nicht schlimmer, nicht mehr oder weniger gottlos denn heute, es hat gute und schlechte Menschen gegeben. Und die Ursache der Sintflut war auch nicht die Verderbtheit der Menschen. Die Eigenwärme der Erde wurde geringer, die Sonnenwärme ließ nach, und da kam von Norden her verhältnismäßig rasch eisige Kälte über den Erdball und bedeckte weithin die grünen Gefilde mit tobbringender Eiskruste. Schweden, Norddeutschland, ein Teil der Schweiz waren mit mächtigen Gletschern überdeckt. Jene kalte Zeit nennt man die Eiszeit. Aber die Sonne hatte ein Ginstehen mit der vereisten Erde und sandte ihre warmen Strahlen wieder herab, daß das Eis abschmolz und das Land frei wurde von dem kalten Gaste. Beim Abschmelzen des Eises sind große Steine aus fernen Gegenden auf dem Rücken der Gletscher mit getragen worden. Sie blieben auf dem eisfreien Boden liegen; man nennt sie Findlingsblöcke. Der Hufenstein drüben in Konstanz ist ein solcher, der bei Hegne gefunden wurde. Da das Eis auftaute, gab es große Wasserfluten, die sich weithin

über Länder und ganze
bei ist die Sintflut.
leben die Erzählung der
Wirk, aus verschiedenen
Nach, der neue Sta
gung der Kirchesimme.
Am kalten Wasser
mit. Er holte sein Gl
es und sang mit tiefem

„Wer nicht lebt Wein
Der nicht ein Kurz



Nachdem das Lieb
winn. Jetzt wissen
wie alt sie ist, die G
Vertrauens Mill
um Tene der Wand
gefunden, aber ein h
weggeschmet.
Vertrauens Mill
bestlicher Niene der
in sechs Tagen fertig
„Denn!“ rief die
nicht empfinden. Dar
zu warten.“

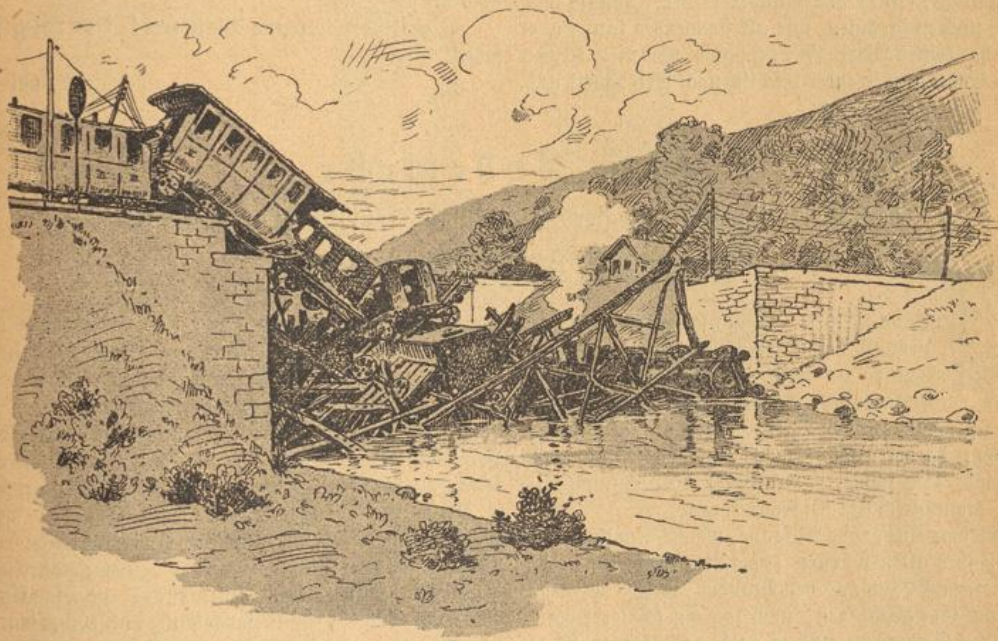
über Länder und ganze Erdstriche verbreiteten. Und das ist die Sintflut. Alle Völker des Altertums haben die Erzählung der Sintflut, in verschiedenem Lichte, aus verschiedenen Ursachen dargestellt.

„Noah, der neue Stammvater, wurde gerettet,“ sagte der Kirchensumme. Er hatte offenbar der Erzählung des Wanderers nicht aufmerksam zugehört.

„Im kalten Wasser ertrinken!“ rief der Schiffwirt. Er holte sein Glas und stieß mit den Gästen an und sang mit tiefem Saß:

„Wer nicht liebt Wein, Weib, Gesang,
Der bleibt ein Narr sein Lebenlang.“

„Am ersten Tag,“ sagte darauf der Wanderer, „kam in die wüste, öde Welt das Licht. Wir wollen lieber sagen, ein noch bleiches, im Werden und Entstehen begriffenes Lichtgebilde, die spätere Sonne; damals noch nicht so hellstrahlend und glänzend wie jetzt. Lange mußte sie sich wehren, bis sich endlich die dunkle, neblige Luft klärte und der blaue Himmel sichtbar werden konnte — der zweite Zeitraum. Die Nebel sammelten sich zu Wolken, es bildete sich Wasser, das die Erde in den tieferen Stellen ausfüllte: es entstand Meer und trockenes Land. Und darauf wucherte bald eine üppige Pflanzendecke, zuerst nie-



Das Eisenbahnunglück in Mönchenstein am 14. Juni 1891.

Nachdem das Lied verklungen, sagte die Schiffwirtin: „Jetzt wissen wir aber erst nicht, Wanderer, wie alt sie ist, die Erde.“

„Viertausend Millionen Jahre,“ sagte in bestimmtem Tone der Wanderer. „Ich hab's zwar nicht gefunden, aber ein berühmter Astronom hat mir's ausgerechnet.“

„Viertausend Millionen Jahre,“ sagte mit nachdenklicher Miene der lang' Joseph, „und ist schon in sechs Tagen fertig gemacht worden!“

„O nein!“ rief der Lehrer. „So müßt Ihr das nicht auffassen. Darunter sind sechs große Zeiträume zu denken.“

dere Pflanzen, dann Gras, Kräuter, fruchtbare Bäume — der dritte Zeitraum. Im vierten nun entsteht erst die rechte Sonne, die jetzt an Helle und Licht zugenommen hatte und nicht mehr jene bleiche Lichtmasse der allerersten Zeit war; ein fertiges Licht, ein Gestirn am Himmel. Mit der Sonne erschienen auch die Sterne. Jetzt wurden die mannigfaltigen Tiere geschaffen, wiederum von den unentwickelteren zu den vollkommeneren — das der fünfte und sechste Zeitraum.“

„Und zuallerletzt wurde der Mensch erschaffen, die Krone der Schöpfung,“ ergänzte die Schiffwirtin.

„Um,“ meinte der dicke Peter, „ist der siebente Tag, da unser Herrgott ausruhte, auch ein so langer Zeitraum gewesen wie die andern?“

„Nein, Peter,“ sagte lachend der Wanderer, „der Ruhetag soll nur den siebenten Teil der Arbeitszeit betragen.“

„Jetzt,“ meinte die Schiffwirtin, „wissen wir, wie alt sie ist. Weiß man aber auch, wie alt sie noch werden wird?“

„Bis sie untergeht,“ nickte der Kirchesimme.

„Auch gut!“ sagte der Rat. „Aber wo hinunter soll sie?“

„Böhl,“ fuhr der Wanderer fort, „könnte man auch noch ausrechnen, wie alt sie werden kann; aber das hat keinen Wert. Für uns alle und unsere Kinder und Enkel und Urenkel reicht's noch weit, weit aus.“

In tausend Jahren wollen wir uns wieder hier treffen und dann weiter beraten.“

„O nein, Wanderer,“ rief die Schiffwirtin, „das geht zu lang. Lieber das nächste Jahr schon wieder. Denn wer weiß — in tausend Jahren ist alles in andern Händen.“

Während alle aufstanden, um sich vom Wanderer zu verabschieden, blieb der Polizei-Meier noch sitzen und murmelte vor sich hin: „Also viertausend Millionen Jahre ist sie alt, und den Untergang erleben wir nicht mehr.“

„Gut Nacht, Polizei-Meier,“ rief der Wanderer noch an der Thüre.

„B'hüt Gott, Freund Wanderer! Auf Wiedersehen!“

V. Sch.

Zum Jubelfeste

der vierzigjährigen Regierung Seiner Königlichen Hoheit des
Großherzogs Friedrich von Baden.



Am 24. April 1852 schied Großherzog Leopold der Gütige aus dem Leben, und ihm folgte in der Regierung des Großherzogtums Baden sein zweiter Sohn Friedrich Wilhelm Ludwig als Prinz-Regent, da der älteste Sohn, nunmehr Großherzog Ludwig II., schwerer Krankheit halber unmöglich die Staatsgeschäfte besorgen konnte.

Es war eine große Aufgabe, welche dem noch nicht 26 Jahre alten Fürsten zugefallen war, denn noch blutete das Land aus den Wunden, welche die Revolution ihm geschlagen, noch lag ein schwerer Druck auf den Gemüthern, und es galt, das Vertrauen auf eine bessere Zukunft wiederherzustellen.

Wie unser Großherzog an die Lösung dieser Aufgabe herangetreten ist, wie er dieselbe gelöst hat, das bezeugen die vierzig Jahre seiner Regierung, und dieses Zeugnis ist das beste, welches einem Fürsten, dem Volkswohl Fürstenwohl ist, gegeben werden kann.

Waren die ersten acht Regierungsjahre vielfach getrübt durch den Kirchenstreit, so hat doch der Großherzog, welchem der Glaube seiner katholischen Unterthanen ebenso heilig ist wie sein eigener Glaube, alles gethan, um diesen Streit zum Besten des Landes zu schlichten; er hat den Kirchen Selbständigkeit gegeben in voller Würdigung der segensreichen Aufgabe, welche die Religionsgemeinschaften zu lösen

haben. Seit dem Jahre 1860 sind die Grundsätze gültig, nach denen die kirchlichen Angelegenheiten geordnet werden. „Das Band, welches Fürst und Volk beglückt, zu lockern, wird keinerlei frevelhaften Versuchen gelingen“, so sprach Großherzog Friedrich am Schlusse des Landtags 1860, und seine Zuversicht ist seitdem nicht getäuscht worden.

Dieses Band enger und enger zu knüpfen, hat Großherzog Friedrich zu seiner Lebensaufgabe gemacht. Er hat unser Land zu einem modernen Rechtsstaat, zu einem Kulturstaat umgeschaffen. Auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Rechtspflege wurden in jeder Beziehung Verbesserungen erzielt, deren Quelle der Grundsatz der Selbstverwaltung ist. Der Schule und ihren Lehrern wurde immer mehr Aufmerksamkeit geschenkt, denn man erkannte, welche Bedeutung die Schule für den künftigen Gemeinde- und Staatsbürger hat, und daß man am besten für dieselbe sorgt, wenn man ihren Lehrern die Stellung gewährt, welche ein so wichtiger Stand einnehmen muß, um segensreich wirken zu können.

Wie viele Anstalten für Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe sind gegründet worden und zur Blüte gekommen! Was ist alles geschehen zur Hebung der Landwirtschaft, zur Beförderung der Viehzucht, zur Verbesserung des Kreditwesens! Der Kalender böte nicht Raum genug, sollte dies alles

aufgezählt werden. Aber darin stimmen wir alle überein, daß Großherzog Friedrich diese Neuschöpfungen und Verbesserungen teils angeregt, teils damit ihm gewordene Anregung ausgeführt hat, stets die Hebung des Wohles seiner Unterthanen im Auge.

Seit dem Jahre 1856 steht unserm Großherzog in der Großherzogin Luise eine Gemahlin zur Seite, wie sie ein sein Volk liebender Fürst nicht besser wünschen kann. Hat der Großherzog bei der Eröffnung des Landtags am 26. November 1855 seiner

Verlobung mit den Worten gedacht: „Diese Verbindung, die mir persönlich so viel Glück verheißt, wird auch, das bin ich überzeugt, meinem Volke zum Segen gereichen,“ so ist dies prophetische Wort in jeder Beziehung in Erfüllung gegangen. Das Familienleben unseres Fürsten ist vorbildlich geworden für jede Familie des Landes, vorbildlich in Freund und Leid; denn auch die Schmerztage sind ja für die Großherzogliche Familie nicht ausgeblieben, aber Fürst und Fürstin tragen

ihre herbes Leid mit der Ergebung, welche nicht verzagen läßt. Der Frau Großherzogin, welche Hand in Hand mit ihrem Gemahle für das Wohl des Volkes sorgt, hat das Land die segensreichsten Unternehmungen zu danken, und der badische Frauenverein, dessen Thätigkeit von Jahr zu Jahr umfangreicher wird, ist ein weithin leuchtendes lebendiges Denkmal der rastlosen Fürsorge unserer teuren Fürstin.

Großherzog Friedrich ist aber nicht nur badischer, er ist auch deutscher, ja der deutscheste Fürst von allen. Die Bewegung des Jahres 1848 hat die Blicke

des jugendlichen Fürsten auf das große deutsche Vaterland gelenkt, er hat das Bestreben der deutschen Stämme erkannt, sich enger aneinander zu schließen, um das Vaterland nicht bloß als geographischen Begriff, sondern als ein thatsächliches und thatkräftiges unter den Ländern Europas zu haben. Diesen Gedanken hat unser Fürst zu dem seinen gemacht, und schon im Jahre 1860 sprach er in der Thronrede von der „notwendigen Verfolgung aller Wege, welche Deutschlands Kraft und Einigung befördern und die Rechte der Nation mit den Rechten der einzelnen

Stämme zur Geltung bringen.“ Dieses Ziel zu erreichen, war unser Großherzog jederzeit bereit,

Opfer seiner Rechte und seiner Stellung zu bringen, und er begrüßte alle Versuche zur Verwirklichung des Ziels. Auf dem Frankfurter Fürstentage im Jahre 1863 stimmte er gegen die Anschließung Preußens, da nur die Gesamtheit der deutschen Fürsten des Vaterlandes Wohl fördern könne; im Jahre 1866 folgte der Großherzog dem Ruf des Bundes gegen Preußen,

da die Kammer dies beschlossen hatte, und nach dem Frieden geschah alles, um unser Land enger an den Staat zu ketten, welcher zur Führung im deutschen Reiche berufen war. Die dazu notwendigen Opfer brachte Großherzog Friedrich bereitwillig, und der deutsch-französische Krieg der Jahre 1870/71 lohnte diese Opfer, lohnte die Bestrebungen unseres Fürsten. Großherzog Friedrich war es, welcher am 18. Januar 1871 in Versailles den König von Preußen zuerst als deutschen Kaiser begrüßte, er hat nach dem Kriege auf weitere Kronrechte verzichtet,



Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden.

um des deutschen Reiches Ansehen und Kraft zu heben und um „die selbständige Entwicklung der geliebten Heimat in ihrem freien und unabhängig zu erhaltenden inneren Staatsleben mit allen Kräften zu fördern.“

So hat auch Großherzog Friedrich seit dem Kriege alles gethan, um das mit dem Schwert Erworbene zu erhalten. Den Versuchen, die deutsche Einigkeit zu stören, ist er jeweils entgegengetreten. Nach dem Tode des unvergeßlichen ersten Deutschen Kaisers Wilhelm, nach dem Tode des Kaisers Friedrich hat unser Großherzog die deutschen Fürsten in Berlin um die Person des jugendlichen Kaisers Wilhelm II. geschart; sie sind seinem Rufe gefolgt und haben damit bewiesen, daß das deutsche Reich kein Gemächte eines Eroberers ist, das nur besteht, so lange sein Schöpfer lebt, sondern daß es, aus dem Herzen des Volkes erwachsen, eine Naturnotwendigkeit ist, die sich erfüllen mußte, so gut andere Reiche durch Einigung ihrer Stämme entstanden sind. So gehört unser Großherzog mit zu den Vorkämpfern und Gründern des deutschen Reiches; darum ist auch sein Name weit-

hin über die Grenzen unseres Heimatlandes gekannt und gerühmt, und wenn man in späteren Zeiten auf die Anfänge des Reiches zurückblickt, so wird sicherlich in erster Linie des Großherzogs Friedrich von Baden als des Mannes gedacht werden, der in der Sorge für sein eigenes Land auch das große Vaterland nicht außeracht ließ, der mit Wort und That für dessen Gründung und Erhaltung eingetreten ist.

Auf einen solchen Fürsten stolz zu sein, haben wir Badener alles Recht. Er ist der wahre Landesvater; des Volkes Wohl ist sein Wohl, des Volkes Leid sein Leid. Die vierzig Jahre seiner Regierung sind mit goldenen Lettern eingeschrieben in der Geschichte unseres Landes, mögen ihnen noch viele, viele Jahre folgen! Stets wird Großherzog Friedrich sein Ziel unverrückt im Auge behalten, stets wird er zum Segen des Landes, zum Wohle Deutschlands regieren. Darum ruft auch der „Wanderer,“ und mit ihm rufen alle Leser desselben in Erinnerung an das Regierungsjubelbest des Großherzogs:

Heil unserm Fürsten Heil,
Heil Friedrich Heil!



Seltjamer Spaziergang.

Herr Dr. Willy Bendelmayer war Kandidat der Philologie und stand vor seinem Examen. Er hatte die besten Aussichten, die Prüfung glänzend zu bestehen, um so mehr, da er im Hause des Professors Felix Baldrian, des Vorsitzenden der Prüfungskommission, oft verkehrte und zudem mit dem

Professor an der Herausgabe eines Wertes, „die Gebetbücher der Königin Kleopatra,“ arbeitete.

Aber mehr noch als die Gebetbücher der Kleopatra zog ihn die schöne Lydia an, die braunlockige Tochter des Professors. Beide waren auch einig, nach überstandnem Examen sich zu verloben und dann natürlich sich zu heiraten. Allerdings mußte der Kandidat zu seiner Staatsprüfung noch eine zweite bei dem Herrn Professor als Vater der Lydia bestehen — und das war keine Kleinigkeit.

In der geräumigen Flur des Professorenhauses standen Lydia und Willy zur bekannten Abendstunde beisammen. Der Papa war wie gewöhnlich zum Bier gegangen. Aber kaum wähten sie ihn fort, da hörte Willy zu seinem Schrecken, daß er scharfen Schrittes zurückkehrte.

„Um Gottes willen,“ rief der Doktor, „wo soll ich hin, Lydia? Wenn er mich bei Dir sieht, ist's aus mit beiden Examen.“

In dieser Not fiel der Blick Lydiens auf die große Wanduhr im Hausgang, in deren geräumigem viereckigem Kasten ein langes Pendel die Stunden regulierte. Lydia schloß auf, schob den Doktor hinein und — ratsch! ging der Schlüssel herum. Kaum war er abgezogen, da zeigte sich der Professor unterm Thorbogen. Es war höchste Zeit gewesen.

„Papa, du kommst schon wieder?“

„Ich habe meine Tabatsdose vergessen.“

Lydia sprang davon, und bald war die Dose zur Stelle.

Im Weggehen fiel des Professors Blick auf die Uhr. „Was ist denn mit der Uhr, Lydia! die steht ja?“

„Ja, ja, Papa; ich wollte sie eben aufziehen, ich habe den Schlüssel noch zur Hand.“

„Hm, hm . . . kurios . . . sonst so pünktliche Uhr, so gewissenhafte Uhr! Am Ende kaput . . . Schließ' einmal auf, wir wollen sehen!“

„Beruhige Dich, Papa, es soll alles bestens besorgt werden. Du verspätest Dich sonst zu sehr . . . Deine Gesellschaft wartet auf Dich.“

„Fünf Minuten hin oder her,“ meinte der Professor, „gieb mir den Schlüssel, Lydia!“

„Du erkältest Dich, Papa, in diesem zugigen Gange.“

„Hab' keine Sorge darum, gieb mir den Schlüssel!“

Angstschweiß bedeckte das Gesicht des Doktors im Kasten. Atemlos lauschte er dem Gespräch. Er war kaum seiner Sinne mächtig, konnte nicht überlegen, was er eigentlich sagen sollte — Da! knarrend fiel die Kastenthüre zurück. Wie gebannt stand der Professor vor dem todesbleichen Kandidaten.

„Ja, Herr Kandidat — wie kommen Sie hierher?“

Das verstärkte Gesicht des Doktors zeigte seine völlige Bestürzung.

„Ja . . . ja . . .“ nickte er mit dem Kopfe, „ich . . . ich . . . gehe hier — spazieren . . . spazieren; ich suche die . . . die Gebetbücher der Kleopatra . . .“

„Ach, wie freundlich,“ erwiderte der Professor, der sich selbst noch nicht recht in die Sache gefunden hatte.

„Nicht wahr, Papa, sehr freundlich?“ ergänzte Lydia, zog den Doktor heraus, gab dem Pendel einen Schwung, und die verhängnisvolle Thüre klappte zu.

„Aber, wie ist das möglich?“ wollte der Professor einwenden.

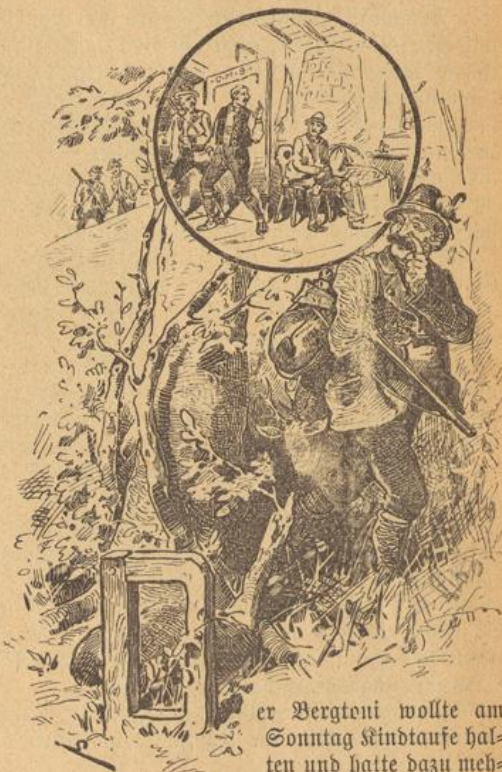
„O Papa, der Herr Doktor scheint so sehr in die Gebetbücher vertieft zu sein —“

„Dass er Dich draus anbeten gelernt hat,“ vervollständigte der Professor. Er überfah die Lage, klopfte dem Kandidaten auf die Schulter und sagte in ernstem Tone: „Aber, Herr Doktor, ich bitte Sie, suchen Sie die Gebetbücher nie mehr da drin und gehen Sie niemals mehr in einem Uhrkasten spazieren!“

Dieser sonderbare Spaziergang aber hat dem Kandidaten die Werbungsrede erspart. Es ward

alles offenbar, und der alte Professor hat seine Einwilligung gegeben und den Uhrkasten dazu, damit sich der Doktor stets an den eigenartigen Spaziergang erinnern konnte, der ihm sein Glück gebracht hatte.
V. Sch.

Das kranke Kind.



er Bergteni wollte am Sonntag Kindtaufe halten und hatte dazu mehrere seiner Spezel eingeladen. Da es ihm aber am nötigen Kleingeld zu einem Taufbraten fehlte, beschloß er, sich denselben im Walde zu holen. Warum stand auch gerade im kühlen Grunde ein feister Rehbock, warum mußte auch gerade am Freitag der Revierförster samt seinem Gehilfen zur Frevelthätigkeit in die Amtsstadt gehen? Da hätte ja der Taufvater nicht der Bergteni sein müssen, würde er eine so günstige Gelegenheit, auf die billigste Weise zu einem Braten zu kommen, nicht benützt haben!

Und alles ging, wie es der Toni nicht besser wünschen konnte. Er trug zwischen Licht und Dunkel den Bock gemächlich seiner Hütte zu und freute sich auf den prächtigen Schmaus. Aber der Förster kam

dieſmal früher aus der Amtsſtadt zurück, während er ſonſt, wie der Bergtoni ſicher wußte, erſt ſpät abends heimkehrte; er kam früher, da einige Forſtrevöl nicht zur Verhandlung gelangt waren. Und wie er nun oben auf dem Berge, an deſſen Abhang Toni's Hütte ſtand, angekommen war, bemerkte er den Bauern, den man ſchon lange für einen Wildſchützen hielt, aber noch nie erwifcht hatte. „Iſt das nicht der Bergtoni?“ wandte der Förſter ſich zum Gehilfen. „Und trägt er nicht den Bod, auf den wir ſchon lange gefahndet?“ fragte dieſer dagegen. Spornſtreichs eilten beide die Anhöhe hinab und gelangten bald in die Wohnung des Bauern. Und da ſaß der Toni — an der Wiege ſeines Kindes, das mit einem dichten Schleier verdeckt war, und winkte den Forſtmännern zu, daß ſie leiſe aufſtreten möchten, da das Kind ſeit geſtern krank ſei.

Überraſcht, daß der Bauer ſchon zu Hauſe, da er doch langſam gegangen war, während ſie ſich den Schweiß vom Geſichte wiſchen mußten, fragten Förſter und Gehilfe gleich nach dem Rehbod.

Toni aber that ſehr verwundert, daß man ihn in ſolchem Verdachte haben könne; er hütete ſchon ſeit einer Stunde das Kind, da ſeine Frau ins Nachbar-dorf gegangen ſei, um noch etwas Taufzeug zu holen.

„Wenn d'r Hausſuchung thue wollt, will i Euch, Herr Förſter, überall 'rumführe, nur muß i den Herrn Gehilfen bitte, einſtweile 's Kind z'hüte,“ meinte mit der unſchuldigſten Miene der Toni, gleich bereit, den Förſter zu führen.

„Aber zieht's beileibe nit den Schleier weg, damit 's Kind nit verwacht, denn 's iſt erſt eigſchloſe. Sollt's doch ufwache, ſo hör' i 's glei,“ rief er noch im Hinangehen dem Gehilfen zu.

Es wurde nun jeder Winkel unterſucht, aber nicht das Geringſte gefunden. Kopffchüttelnd fehrte der

Förſter zurück und verließ mit dem Gehilfen, der getreulich die Kindsmagd gemacht hatte, den Berg-toni.

„Thut mir leid, Toni, daß ich Euch im Verdacht g'habt, aber man kann ſich auch irren, thut mir leid.“

„Macht nix, Herr Revierförſter, macht nix; Ihr habt's nur Eure Schuldigkeit gethan, und ein Verſehen kann ja vorkommen,“ entgegnete Toni.

Unter der Thür ſagte er zum Forſtgehilfen: „I bedank mi au recht schön, daß Ihr ſo acht geben habt's aufs Kind, b'hüt Euch Gott!“

Auf dem Heimweg ſagte der Förſter zu dem Gehilfen: „Ich hätt' geſchworen, daß der Bergtoni einen Rehbod gewilbert hat, aber ſo thut man einem Menſchen leicht unrecht!“

Und der Gehilfe meinte: „So kann's einem geh'n, wenn man aus der Amtsſtadt kommt, da ſieht man manchmal etwas, wo nichts zu ſehen iſt.“

Der Förſter drohte lächelnd dem jungen Mann, denn es ſiel ihm ein, daß der Markgräfler in der „Poſt“ heute beſonders gut gemundet habe.

Der Toni aber hielt ſich den Bauch vor Lachen; der Gehilfe hatte — den Rehbod gewiegt. Die Forſtmänner waren von dem Wilderer ebenfalls bemerkt worden, er war auf näherem Wege in ſeine Hütte gelangt, hatte den Bod raſch in die leere Wiege gelegt und ihn fein ſäuberlich zugedeckt.

Eine Viertelſtunde ſpäter kam die Frau des Toni, die mit ihrem Kinde bei einer Nachbarin geweſen, und nun war die Freude über den gelungenen Streich eine doppelte.

Am Sonntag aber ging's beſonders luſtig zu, denn Toni wußte, daß ſeine Spezel, welchen er den Jux erzählte, ſich nur freuten, daß die Förſter an der Naſe herumgeführt worden waren.

Aus dem alten Konſtanz.

In dem Luchenhäuſchen hat unſer Leſer unbekannt eines der lieblichſten Bildchen aus dem alten Konſtanz vor ſich. Nur wenige unter den heutigen Bewohnern der Stadt werden ſich deſſen ſchlanken turmartigen Baues erinnern, welcher zwiſchen dem (jetzt auch bis zum erſten Stockwerke abgebrochenen) Leuchtturm und der ſüdweſtlichen Ecke deſſen „Dammes“ im Hafen über der Waſſerfläche ſich erhob. Die Glode, welche ehemals bei Nacht und Nebel als Wegweiſer für die Schifffahrt dienend aus ſeinem luſtigen Giebeltürmchen erklang und beim Abbruch deſſen Luchenhäuſchens auf den Leuchtturm

verſetzt wurde, wo ſie als ſog. Nebelglöckchen ſich heute noch befindet, iſt wohl das einzige Überbleibſel, das uns an den früheren Bau erinnern kann. Die Benennung „Luchenhäuſchen“ führte letzterer ſchwerlich von Anfang an, dieſelbe ſtammt vielmehr unfehlbar aus der Zeit, wo dem Häuſchen außer der Abgabe von Nebelſignalen die Aufgabe zuſiel, den Lotsen für die Fahrt der Laſtſchiffe rheinabwärts durch die ſog. große Luke der alten hölzernen Rheinbrücke zu beherbergen. Dieſer Lotſe wurde hier „Luchmann“ genannt; ein unter ſeiner Obhut ſtehendes vier- bis ſechsfach bemanntes größeres

Fischerschiff, das „Luden Schiff“, nahm jeweils die Lastschiffe bei der Fahrt vom Ludenhäusle bis zum Pulverturm, wo sie wiederum ihrer eigenen Besatzung überlassen wurden, ins Schlepptau; am Steuer des Lastschiffes stand aber der Ludenmann. Dieser Führung hatten sich ausnahmslos alle Lastschiffe zu unterziehen und hiefür eine Abgabe von ungefähr 10 Mark zu entrichten.

Die ursprüngliche Bestimmung des Ludenhäusle's war jedoch eine andere: nemlich die eines Wachhauses, der Sicherung der Stadt gegen Überfälle zu Wasser gewidmet. Die städtischen Archive (siehe auch Marmor, Führer durch das alte und neue Konstanz 1857 und desselben Schriftstellers

Topographie des alten und neuen Konstanz 1860) besagen uns, daß das in unserem Bilde dargestellte Gebäude nicht der erste, diesem Zweck am Hafen dienende Bau war. Es ist vielmehr in der Schulthais'schen Chronik schon 1540 von einem solchen Hause die Rede, welches aber dem städtischen Seeufer näher gestanden sein muß.

In besagtem Jahre wurde bei außerordentlich niederem Wasserstande eine Wuh zwischen dem südöstlichen Ende der Stadt (Rauenegg) und dem Häuschen erstellt. Fünf Jahre später hat man eine Erweiterung des damaligen eben durch diese Wuh nach außen abgegrenzten Hafens für nötig befunden, das in Rede stehende Häuschen als dieser Erweiterung hinderlich abgebrochen und weiter nach Osten im See ein neues erstellt. Mit diesem Bau erfolgte dann auch die Herstellung einer dichten, schützenden Pfahlreihe in der Richtung gegen die Dominikanerinsel. Nördlich vom Wachhaus ließ

man für den Schiffsverkehr eine breite Einfahrt frei, welche nächtlich mittelst einer eisernen Kette gesperrt wurde. Am Pfingstsonntage 1584 schlug der Blitz in das Häuschen und zerstörte dasselbe bis auf die Grundmauern; es wurde sofort wieder neu aufgebaut. Dieser dritte Bau ist es nun, den wir im Bilde nach einem Ölgemälde Josef Mosbrugger's dargestellt haben.

Als ein weiterer wenig beachteter

Überrest aus sehr früher Zeit steht heute noch etwas nordöstlich vom Standort des Ludenhäuschens, unweit des Eingangs der neben ihm gewesenen Durchfahrtslücke, vor dem jetzigen Hafen eine Gruppe mehrfach nebeneinander eingrammter starker Pfähle; es ist dies der bei jedem Wasserstand über dem Seespiegel sichtbare sog. Frauenpfahl. Die Chronik erzählt uns von einer im

Jahre 1545 vorgenommenen Erneuerung desselben. Der Name aber steht nach Marmor mit der Thatsache in Verbindung, daß im Mittelalter zum Tode verurteilte weibliche Verbrecher in einen Sack eingenäht an jener Stelle dem Tode durch Ertrinken über-



Das Ludenhäuschen.

liefert wurden.

Das Ludenhäuschen wurde endlich im Jahre 1841 nach Erstellung des im Jahre 1890 auch wieder demolierten Hafens, dessen Einfahrt es wesentlich beengte, abgebrochen.

Der genügsame Hans beim Essen.

„Wenn i a guti Suppen un a saftig Stück Ochsefleisch hab', dann mag no komme, was will — i is no vo Allem!“

Weltbegebenheiten

im Zeitraum vom Juli 1890 bis Juli 1891.

Der Wanderer beginnt seine Umschau im lieben deutschen Vaterland.

Der deutsche Kaiser hat auch im abgelauenen Jahre viele Reisen zu befreundeten Monarchen und in manche Städte Deutschlands unternommen. Wir erwähnen hiervon den Besuch an unserm Großherzoglichen Hofe, allwo dem Monarchen ein herzlich Willkommen bereitet ward. — Zu Weihnachten hat das Kaiserhaus einen Zuwachs durch die Ankunft eines sechsten Sohnes erhalten, wozu auch der Wanderer herzlich Glück wünscht.

Es ist ein Kommen und Gehen auf Erden. Und wie der Wanderer erfreut damals nach Berlin blickte, so erfüllte ihn vier Monate später tiefe Trauer: Generalfeldmarschall Graf Moltke verschied am 25. April an einem Herzschlag schmerzlos und sanft. Er ist seinem kaiserlichen Herrn, für den er ruhmvoll und siegreich den Deutschen geführt, nachgefolgt in die ewige Ruhe.

Hellmut von Moltke ist geboren zu Parchim in Mecklenburg am 26. Oktober 1800. Schon mit zwölf Jahren begann er seine militärische Laufbahn; er war zuerst in dänischen Diensten, dann trat er ins preußische Heer ein, war vier Jahre in Diensten des Sultans und trat, aus dem Orient zurückgekehrt, in den preußischen Generalstab ein, dem er über ein halbes Jahrhundert angehörte. Siegreich zog er 1866 aus Böhmens Feldern und 1871 aus Frankreich. Mit Sicherheit und Pünktlichkeit waren seine Erwägungen auf dem Schlachtfelde geleitet, voll Kraft

und erdrückender Wucht war die Ausführung, sobald er getreulich nach seinem Wahlspruch handelte: Erst wägen, dann wagen. Lange war er Abgeordneter im Herrenhaus und Reichstag und war hier ein Muster größter Pflichttreue. Er ruht nunmehr an der Seite seiner ihm vor 23 Jahren im Tode vorangegangenen Gattin auf seinem Schlosse Kreisau in Schlesien.

Dankbar wird die deutsche Nation des gewaltigen Kriegshelden, des genialen Schlachtenlenkers gedenken, der mit Wilhelm I. und Bismarck die Einigung und Größe unseres Vaterlandes geschaffen hat.

Je seltener jene großen Männer aus großer Zeit werden, um so dankbarer sollten wir derer gedenken, die noch unter uns weilen. Und so will auch der Wanderer kein Jahr vorüber gehen lassen, ohne des ehemaligen Reichskanzlers Fürsten Bismarck in Dankbarkeit zu gedenken, und sich freuen, wenn sei-

nem Lebensabend nur noch frohe Stunden beschieden sind. Möge ihn Gott noch lange unter uns gesund erhalten!

Im Reichsministerium sind vielfältige Änderungen vorgekommen: An Stelle von Goklers wurde Graf Zedlitz Kultusminister; Kriegsminister ist von Kaltenborn-Stachau; auch der Landwirtschaftsminister von Lucius, der Minister der öffentlichen Arbeiten, von Maybach, und der Chef des Generalstabs, Graf Waldersee, sind zurückgetreten. An Stelle des berühmten Reichsgerichts-Präsidenten Simson trat Präsident Ohlenschläger.



Generalfeldmarschall Graf Moltke auf dem Totenbett.

Im kaiserlichen Reichstag
den Kaiser durchherat
wirden, daß sie alle zum
werden. Mit dem 1.
und Persönlichkeitsgesetz im
gesetz wurde am 1. Okt.
dem Sozialisten Reichstag
dem Weg, den Oskar
Jahrs zu gründen!
In künftige Aufregung
Kaiserin Kr. Dr. K. o.
nicht Menschheit verlegt
gegen die Tabakeln e
Schlüssel. Jedoch heißt
lich des Feiertags
Anwesen! Immerhin
dem kaiserlichen Reichstag
Kaiser, kein gebrochener
Weg zum Ziel gezeigt
In unsern Kolonien
Paul Schumanns Herr
um Revolver von D
man worden. Dr.
Schumann werden im
haben. Schumann hat
den Finanzbornen die
Beziehung, die notw
von Seite erfolgrei
Journale ausging
Des Großherzog
Wden ist durch den
Kaiser Großherzog,
Lippschornowa, de
Schiffskapitän Michael
und durch das Ablebe
Schubert, Tochter des
großen Wilhelm von
in tiefen Trauer verfi
sein viel gepri
wirdet der Wandere
berühmte Reichstag
auch die Kronprinz
nangehört in ihre
zurückkehren konnte
Schweizer beging un
bestürzt: kein fünf
publikum. Und do
berühmten Kronz
daran um das Bi
In Thierstein
trat gewinen, die
einen Sieg brachte

Im deutschen Reichstag wurde eine große Reihe von Gesetzen durchberaten; der Wanderer möchte wünschen, daß sie alle zum Segen für Volk und Land ausfallen. Mit dem 1. Januar trat das Alters- und Invaliditätsgesetz in Kraft. Das Sozialistengesetz wurde am 1. Oktober aufgehoben, und den Herren Sozialisten steht jetzt nichts mehr im Weg, den Glücksstaat der Zukunft zu gründen!

In freudiger Aufregung hat der Berliner Arzt, Dr. Koch, die leidende Menschheit versetzt durch sein gegen die Tuberkeln erfundenes Heilmittel. Jedoch heißt es bezüglich des Heilverfahrens auch hier: Abwarten! Immerhin gebührt dem deutschen Forscher das Verdienst, Bahn gebrochen und den Weg zum Ziel gezeigt zu haben.

In unsern Kolonien ist an Stelle Bizimanns Herr von Soden zum Verwalter von Ostafrika ernannt worden. Dr. Peters und Bizimann werden ihm zur Seite stehen. Bizimann hat in verschiedenen Kämpfen mit den Eingebornen die Handelswege gesäubert — eine Reinigung, die notwendig war. Emin Pascha hat seine Reise erfolgreich bis zum großen Seengebiet Innerafrikas ausgeführt.

Das Großherzogliche Haus in **Baden** ist durch den Tod der Schwester des Großherzogs, der Großfürstin Olga Feodorowna, der Gemahlin des Großfürsten Michael Nikolajewitsch, und durch das Ableben der Prinzessin Elisabeth, Tochter des weiland Markgrafen Wilhelm von Baden, wiederum in tiefe Trauer versetzt worden. Unserm viel geprüften Fürstenhaus spricht der Wanderer das tiefste und herzlichste Beileid aus. Erfreulich ist, daß die Kronprinzessin von Schweden neugestärkt in ihre nordische Residenz zurückkehren konnte. — Ein hohes Ehrenfest beging unser geliebter Landesfürst: sein fünfzigjähriges militärisches Dienstjubiläum. Und dazu hat der Wanderer extra einen herrlichen Kranz machen lassen, den er zum Andenken daran um das Bildnis des Großherzogs legte.

In **Osterreich** sind Neuwahlen zum Reichsrat gewesen, die für das deutschliberale Element einen Sieg brachten. Zur Kennzeichnung der Partei-

verhältnisse in dem vielsprachigen und vielgestalteten Land sei erwähnt, daß nebenbei noch 16 andere Partei-Gruppierungen vorhanden sind. Der leitende Minister Taaffe hat durch seine deutliche Erklärung eine Wendung zum Besseren für das deutsche Element hervorgerufen.



Dr. Gussler

Die sonst so feinen Herren Franzosen haben sich beim Besuch der Kaiserin Friedrich so grob betragen, daß dafür der Paßzwang an der elsässischen Grenze wieder verschärft worden ist.

In **Rußland** geht es fortwährend sibirisch zu.

Das fühlen die armen Gefangenen in jenem mit Fluch beladenen Sibirien am härtesten. Es verlauteten von dorthier grauenhafte Einzelheiten, die echt russisch klingen, aber dafür hat man in Petersburg keine Ohren. Die Deutschen in den Ostseeprovinzen müssen russisch werden, alle Andersgläubigen im „heiligen Rußland“ werden geknechtet und fortgejagt — so ist allerdings sehr bald alles nur russisch: ein trostloses Bild am Ende unseres neunzehnten Jahrhunderts!

In der **Schweiz** haben die Tessiner zur Abwechslung revoltiert. Der Bundesrat hat aber den Obersten Künzli mit Soldaten hineingeschickt und die Tessiner zur Besinnung gebracht.

England hat immer noch seine irische Frage; nun aber liegen sich die Irländer selbst in den Haaren: Ihr Führer Parnell hat einen Gegner erhalten — und wo sich zwei streiten, freut sich der dritte. — England steht in letzter Zeit dem Dreibund sehr freund-



Crispien

lich gegenüber; es kann allerdings mit seiner großen Flotte ein mächtiger Freund in Zeiten der Not werden, doch darf man sich darauf nicht immer verlassen, nämlich auf die Freundschaft. — Es hat auf die **Balkanstaaten** stets ein wachsameres Auge, woraus folgt, daß auch die andern Mächte, Österreich und Rußland, ihre Augen nicht zumachen.

In der Türkei, nicht weit von Konstantinopel, bei Gerseskiöj, haben Räuber den Orientzug überfallen, die Reisenden geblindert und einige davon mitgenommen, die für teures Lösegeld wieder frei gelassen wurden. Daß solche Dinge heute noch in Europa passieren können, ist bezeichnend für die vervorteteten türkischen Zustände.

Bulgarien hilft sich durch, obwohl es durchsetzt ist mit russischen Aufwieglern. Auf den Ministerpräsidenten Stambuloff wurde geschossen, jedoch traf die Kugel den Finanzminister. Dabei zeigte sich, daß dort männiglich mit dem Revolver in der Tasche herumwandelt — unheimliche Begleitung!

In Serbien dauern die Gehändel fort: einmal ist der junge König vor seinem Vater, dann wieder vor seiner Mutter nicht sicher. Der erste ist fortgezogen, die letztere wurde unter großem Skandal an die Grenze des Landes befördert — „Milan und Natalie“ heißt das Schauspiel.

In **Holland** ist der König gestorben. Er war der letzte Sprosse des Hauses Oranien-Nassau. Seine Gemahlin führt mit einem Regentschaftsrat für die elfjährige Thronerbin die Regierung.

Luzemburg ist durch den Tod des Königs an den Herzog Adolf von Nassau gefallen, so daß es wieder als Großherzogtum in die Reihe der selbständigen Fürstenländer eingereiht ist.

In **Portugal** ruort es gewaltig. Eine Finanzkrise hilft noch dazu, den Republikanern Oberwasser zu verschaffen.

In **Amerika** haben die Vereinigten Staaten durch ein Gesetz furchtbar hohe Steuern auf Einfuhr europäischer Waren gesetzt, so daß viele deutsche Geschäftshäuser schwer geschädigt wurden. Es fragt sich dabei, wer's am längsten aushält, und wer zuletzt lacht. — Auch einen Indianerkrieg hatten die Vereinigten Staaten, der natürlich mit der Unterwerfung der Rothhäute endete. — Sonst ist im übrigen Amerika überall Unruhe: Brasilien hatte Revolution, Chile hat sie, Argentinien und andere werden sie bekommen, und in Mittelamerika hört sie nicht auf.

Von **Unglücksfällen** hat der Wanderer besonders aufgezeichnet: den großen Brand in der elsässischen Stadt Muzig, wo 100 Häuser eingäschert

wurden; im obern Rheinthale zerstörte ein Brand 420 Häuser. Bei Gibraltar stießen zwei Dampfer zusammen, wobei über 500 Personen den Tod fanden. Im August und November haben große Überschwemmungen in der Schweiz, in Böhmen und im Obgebiet schreckliche Verheerungen angerichtet. Eine Pulverexplosion in Rom hat großen Schaden und Zerstörung verursacht. Ein schweres Unglück passierte in Mönchenstein bei Basel. Die Brücke über die Vire brach während des Darüberfahrens eines voll besetzten Eisenbahnzuges zusammen und begrub gegen 80 Tote unter ihren Trümmern. — Der Wanderer hätte noch viel Unglück zu verzeichnen, aber es sei damit genug; an Unglück wird die Welt nicht ärmer!

Gestorben sind im verfloffenen Jahre: Großfürst Nikolaus von Leuchtenberg, Schwager des Prinzen Wilhelm von Baden; Prinz Waldain, Thronerbe von Belgien; Prinz Jerome Napoleon; Freiherr von Luz, Ministerpräsident Bayerns; General Bronsart von Schellendorf, ehemaliger deutscher Kriegsminister, von Fabrice, sächsischer Ministerpräsident; Lord Granville, englischer Diplomat; General Sherman in Amerika; Kardinal Hergenröther; der Bischof von Straßburg, Dr. Stumpff; der bekannte Reichstagsabgeordnete und ehemalige hannoveranische Minister von Windthorst, der langjährige Führer der Centrumspartei; Dr. von Kuffbaum, Münchener Chirurg; Schliemann, der Wiederentfunder Trojas; der Astronom Dr. Peters in Amerika; der Volkschriftsteller Albert Birklin; die Dichter v. Putlitz, Gottfried Keller, Bayernfeld; der Geschichtschreiber Gregorovius.

Berichtigungen der Marktverzeichnisse.

Während des Druckes des Kalenders sind uns folgende Berichtigungen der Jahrmärtsverzeichnisse zugegangen: Freiburg. Viehm. 14. u. 28. Jan., 11. u. 25. Febr., 9. u. 24. März, 6. u. 21. April, 12. u. 25. Mai, 9. u. 23. Juni, 14. u. 28. Juli, 11. u. 25. Aug., 15. u. 29. Sept., 12. u. 27. Okt., 10. u. 24. Nov., 15. Dez. Reubenau. Die beiden Krammärkte sind eingegangen. Niden. Kram. am 3. statt 4. Februar. Rheinbischofsheim. Kram. am 29. Febr. statt 1. März; der Kram. vom 13. Okt. fällt aus. Todtnau. Der mit den Kram. verbundene Viehm. fällt aus. Todtnau. Der mit den Kram. verbundene Viehm. fällt aus. Diebenhofen. Die Messe vom 14. Sept. dauert 14 Tage. Sigmaringen hält noch Zuchtviehm. am 19. Sept. Wald hält noch Zuchtviehm. am 20. Sept.

Auflösung der Rätzel.

1. Hansmuff. — 2. Gericht. — 3. Ein alter Dreckschneid; man denkt, er fällt noch, und inzwischen liegt er bereits.